Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.
Dreizehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichniß.

Verwehte Spuren.

Kriminalroman

von

Paul Henkes.

(Fortſ. u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

23.

Der kurze Auftritt an der Hinterpforte des Wichern'ſchen Parkes war nicht unbemerkt geblieben. Einzelne Arbeiter, die gerade ihre Verrichtung in der Nähe vorübergeführt hatte, waren betroffen ſtehen geblieben und hatten die Verhaftung des jungen Barons mit angeſchaut.

Dann aber, als Hildegard mit einem jähen Aufſchrei zu Boden ſank, waren ſie herbeigeeilt, um dem neben ſeiner Schweſter knieenden Rechtsanwalt behilflich zu ſein.

Der Lärm war endlich auch bis in das Privatcomptoir des alten Herrn Wichern gedrungen. Ungehalten über die ungewohnte Störung trat er in demſelben Augenblicke vor das Fabrikportal, als Hildegard von den Arbeitern nach der Villa hinüber getragen wurde.

Ein heftiger Schreck durchzitterte den Körper des alten Herrn. So ſchnell er nur konnte, eilte er auf dem kürzeſten Wege dem Zuge nach.

„Was iſt vorgefallen?“ rief er, „iſt Hildegard ein Unglück zugeſtoßen?“

Er erſchrak noch mehr, als er in das verſtörte Geſicht

seines Sohnes schaute. „Was ist geschehen? Sprich!" drängte er.

„Später, Vater," entgegnete Rudolph. „Das Verhängniß ist eingekehrt in unserem Hause. Gebe Gott, daß es gnädig vorübergehe."

Da plötzlich stutzte Wichern und fuhr zusammen, wie von einem Keulenschlage getroffen. Sein spähender Blick war die entlaubte Hauptallee entlang durch das halbgeöffnet stehende Portal gefallen; da sah er eben seinen zukünftigen Eidam, dessen beide Arme durch Polizisten festgehalten wurden, in einen Wagen steigen.

Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des alten, auf seinen Namen und seine Ehre so eifersüchtig stolzen Herrn. „Rudolph," rief er, kaum seiner Sinne mächtig. „Was soll das heißen?"

Dabei deutete er mit seiner Hand auf den sich eben in Bewegung setzenden Wagen.

„Ich sagte Dir schon, ich würde Dir nachher Alles mittheilen. Laß uns jetzt erst für Hildegard sorgen," entgegnete dieser.

Der alte Herr bezwang sich, aber die zusammengezogenen Augenbrauen verriethen deutlich den Gefühlssturm, der sich in seinem Innern zu regen begonnen hatte.

Die Haushälterin kam jammernd herbei. „Ach Gott, das liebe gnädige Fräulein, was ist geschehen?" wehklagte sie. „Und der Herr Baron —"

Rudolph verwies sie durch einen strengen Wink zum Schweigen. „Eilen Sie voran, Regine," befahl er „Oeffnen Sie das Schlafzimmer meiner Schwester und rufen Sie die Mädchen herbei!"

Behutsam trugen die Männer die noch immer Bewußtlose nach dem ersten Stockwerk, in dessen linken Flügel sich ihr Schlafzimmer befand.

Dort gelang es endlich den eifrigen Bemühungen Rudolph's und der Haushälterin, sie zum Bewußtsein zurückzurufen.

Mit wirrem Blick schlug Hildegard die Augen wieder auf und starrte eine Weile vor sich nieder. Dann, als ihre Blicke das Angesicht ihres Bruders trafen, schien die Erinnerung mit erschütternder Macht an sie heranzutreten.

„Du — Du, Rudolph, bist dabei gewesen, es geschah gar auf Dein Anstiften! O, ich kann das Schreckliche nicht ausdenken!"

„Beruhige Dich, Hildegard!" rief Rudolph, ohne auf ihre Worte zu achten, „es wird sich Alles aufklären."

Der alte Herr Wichern trat jetzt einen Schritt näher an die Beiden heran. „Werde ich endlich erfahren, um was es sich handelt? Ich verlange von Dir Rechenschaft, Rudolph, was ist geschehen?"

„Ich glaube euch Beiden Rechenschaft schuldig zu sein," versetzte Rudolph, „und bin gern bereit, sie euch zu geben, aber ich fürchte, daß Hildegard nicht stark genug sein wird, das Unerhörte zu vernehmen."

„Das Schlimmste habe ich bereits durchlebt," sagte das junge Mädchen mit tonloser Stimme. „Rede, Rudolph, ich habe ein heiliges Anrecht darauf, zu wissen, warum man meinen Verlobten verhaftet hat."

„Herr v. Engler ist unter dem dringenden Verdachte verhaftet worden, der Mörder seines Onkels und seiner Cousine zu sein, außerdem ist er bereits überführt, heute Nacht den Trödler Schimmel in der Linkstraße durch Tikunagift ermordet zu haben."

Ein dumpfer Aufschrei folgte seinen Worten. Blaß und zitternd war Hildegard vor Entsetzen auf ihr Lager zurückgesunken, während ihr Vater hoch aufgerichtet dastand und nur mühsam der Athem über seine halb offenstehenden Lippen ging.

„Solch' ein Schimpf," keuchte er dann plötzlich. „Wie darfst Du es wagen, Rudolph, nur derartiges auszusprechen? Hugo v. Engler, den Bräutigam Deiner Schwester, hältst Du für einen Mörder, und jener Mann, den sie heute verurtheilt haben werden, soll am Ende wohl gar unschuldig sein!"

„Ja, Vater, das ist er," erwiederte Rudolph. „Ihr Alle habt ihm bitteres Unrecht gethan, endlich ist die Nacht gewichen, und es ist Tag geworden für den armen, schwergeprüften Mann."

„Und wie will man denn das Alles wissen?" brauste der alte Herr auf. „Und Du, mein Sohn und Erbe, der die doppelte Verpflichtung hat, meine Ehre hochzuhalten, Du selbst bist es, der Schimpf und Schande auf mein Haus herabwälzt!"

Ruhig schaute Rudolph seinem Vater in die zornsprühenden Augen. „Ja, mit Stolz und Befriedigung, wenn auch andererseits mit herbem Schmerze, bekenne ich es," versetzte er, sich hoch aufrichtend, „daß meinen unablässigen Bemühungen der heutige Erfolg zum großen Theile zuzuschreiben ist."

„Solch' eine Schmach," keuchte der Fabrikant.

„Wenn Du es eine Schmach nennst, daß ein Unschuldiger endlich seinem Schicksale entrissen, und ein Elender, der bisher unbescholtene Menschen durch seine Nähe zu schänden wagte, entlarvt und vor seine Richter gestellt ist," unterbrach ihn Rudolph voll edler Aufwallung, „dann will ich mich gern schmähen lassen; aber ich hoffe, Du wirst noch einsehen, daß ich nur handelte, wie mir Ehre und Pflicht geboten."

Hildegard hatte sich trotz ihrer sichtlichen Schwäche aufgerichtet; jetzt trat sie mit gefalteten Händen dicht an Rudolph heran.

„Was sagst Du?" stammelte sie mit bebenden Lippen.

„Du nennst Hugo einen Mörder? O Rudolph, wie bitter weh thust Du mir! — Hugo ist kein Mörder! Nein, nein, sage nichts dagegen. Ich fühle es in tiefster Brust, daß er wohl leichtsinnig gewesen sein kann, aber nicht schlecht."

Rudolph faßte zärtlich ihre Hände. „Arme, arme Schwester," murmelte er mit leiser Stimme. „Ich begreife, wie nahe Dir dieser unerwartete Schicksalsschlag gegangen ist. Es ist freilich meine Schuld, daß Dich der endliche Eintritt der Katastrophe getroffen hat wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich habe ja dieselbe schon lange vorher geahnt, aber immer wagte ich Dir nichts zu sagen. Es war ja bisher nur ein Gefühl des Mißtrauens gewesen, das mich gegen Deinen Bräutigam erfüllt hatte. Erst heute Morgen sind mir, in dem Augenblicke, als ich mich in die Schwurgerichtsverhandlung begeben wollte, derart erschwerende Verdachtsmomente mitgetheilt worden, daß ich kaum mehr an seiner Schuld zu zweifeln vermochte. Ueberraschend schnell folgten sich die Ereignisse, die mir Recht gegeben haben, und die zu seiner Verhaftung führten."

„Und wenn alle Welt gegen ihn zeugt, so sage ich: ihr irrt euch, Hugo ist kein Verbrecher, er ist kein Verlorener!" — Sie wandte sich plötzlich an ihren Vater. „Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Du wirst Deinen Einfluß aufbieten, um Hugo aus seiner gräßlichen Lage zu befreien," bat sie, „man wird ihn sicherlich gegen Kaution freilassen. Dir, als einem einflußreichen Manne, kann es nicht schwer fallen —"

„Nun und nimmermehr," rief der Fabrikant in höchster Erregung. „Was ich mein langes Leben hindurch aufgebaut habe, sehe ich jetzt von meinen eigenen Kindern vernichtet. Mag's drum sein, aber mich laßt aus dem Spiel!"

Er wendete sich um und verließ das Zimmer, die Thür dröhnend hinter sich zuschlagend.

Hildegard stand einige Sekunden fassungslos mit fast entgeistertem Gesichtsausdruck da, dann aber wendete sie sich in leidenschaftlicher Bewegung plötzlich an ihren Bruder.

„Rudolph, Du hast ein edles Herz. Ich kann nicht glauben, daß Du den Unglücklichen so schnell und ungehört verdammen wirst. Bedenke, Rudolph, Menschenmeinung kann trügerisch sein! Ich schwöre Dir zu, Hugo ist nicht so schuldig, wie Du glaubst, und annehmen zu können, er habe mit mordbeladenem Gewissen Wochen, Monate hindurch tagtäglich bei mir verkehrt, er habe süße Liebesworte mir zuzuflüstern gewagt, heißt mich selbst beleidigen. O, glaube mir, Rudolph," setzte sie hinzu, als dieser sich mit finsterer Miene abwendete, „es liegt ein unglückseliges Mißverständniß vor, das sich lösen muß."

„Arme Schwester," versetzte er mit gepreßter Stimme, „er ist der That so gut wie überwiesen."

Und der junge Rechtsanwalt berichtete der athemlos zuhörenden Schwester alle Verdachtsmomente, die gegen Hugo vorlagen.

Aber seine Worte machten durchaus keinen überzeugenden Eindruck auf Hildegard. „Nein, Hugo ist nicht schuldig, er hat auch diesen Trödler nicht gemordet," beharrte sie. „Uebrigens mag geschehen sein, was da will, ich muß ihn sprechen, heute noch, man darf mir, als seiner Braut, nicht verwehren wollen, mit ihm zu reden. Ich darf ihm nur in die Augen schauen, und ich weiß mehr als ihr Alle!" Sie faßte beide Hände des Widerstrebenden. „Wenn Du mich wirklich lieb hast, begleitest Du mich. In Deiner Eigenschaft als Vertheidiger Beck's wirst Du es durchsetzen können, daß man mich, und sei es unter Zeugen, einige Worte mit Hugo reden läßt. Ich bitte Dich, sage nicht Nein, Du kannst nicht den furchtbaren Sturm in meinem Herzen ahnen, sonst würdest Du Dich keinen Augenblick besinnen!"

Sie war so erregt, daß der junge Rechtsanwalt Mühe hatte, sie aufrecht zu halten. „Ich sterbe vor Herzeleid, wenn Du meine Bitte nicht erfüllst! Sei barmherzig, ich muß ihn sprechen!"

Sie brach in bitteres Schluchzen aus.

— — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später fuhr das Geschwisterpaar bereits durch die entblätterte Ahornallee nach der Stadt.

Vor dem Gerichtsgebäude angekommen, stiegen Beide aus, und Rudolph geleitete seine Schwester nach der um diese Stunde völlig leeren Anwaltsstube.

Dort bat er Hildegard, ruhig auf ihn zu warten.

Er selbst eilte nach der Amtsstube des Untersuchungsrichters Alberti und ließ sich von dem Diener melden. Indessen der Bote meinte, schon ehe er noch das Zimmer betrat: „Es wird wohl schwer halten, jetzt bei dem Herrn Untersuchungsrichter anzukommen, der verhaftete Herr von heute Nachmittag befindet sich noch immer im Zimmer. Der Herr Rath hat ihn schon stundenlang vor, er will aber bis jetzt nicht mürbe werden. — Na, das gibt sich mit der Zeit," schloß der Beamte mit dem Brusttone tiefster Ueberzeugung, die offenbar das Resultat längerer Erfahrung war, seine Rede und begab sich in das Amtszimmer.

Zwei Minuten darauf kehrte er, von dem Polizeikommissär Grösser gefolgt, zurück. Letzterer eilte auf den jungen Rechtsanwalt zu und tauschte einen herzlichen Händedruck mit demselben aus.

„Sie führt jedenfalls begreifliche Wißbegierde hierher," versetzte er, Rudolph in eine der vor dem Gaslicht nicht so grell beleuchteten Fensternische ziehend. „Der Herr Untersuchungsrichter wird Sie aber heute nicht mehr empfangen können, er ist immer noch im ersten Verhör mit dem Baron v. Engler begriffen."

„Ich erfuhr es bereits durch den Boten," entgegnete Rudolph ebenfalls mit gedämpfter Stimme. „Die lange Dauer dieses Verhörs will mir wenig günstig erscheinen."

„Da mögen Sie Recht haben. Wir haben es mit einem hartgesottenen Burschen zu thun, der sich jedes Wort aus dem Munde reißen läßt und nur widerwillig zugibt, was ihm als bewiesene Thatsache vorgehalten wird."

„Er legt sich also auf's Leugnen?" frug Rudolph bekümmert.

„So ist es," versetzte der Kommissär. „Trotzdem die Beweise niederschmetternde sind, will er nicht das Geringste von den ihm zur Last gelegten Verbrechen wissen."

„Dann fürchte ich, daß der Wunsch meiner Schwester wohl kaum erfüllt werden kann," erwiederte Rudolph und theilte hierauf dem Kommissär das Verlangen seiner Schwester mit.

Dieser zuckte die Achseln. „Ja, wenn der Baron bereits ein Geständniß abgelegt hätte, dann wäre Alberti schließlich kein Unmensch, so aber —"

„Ich wußte es von vornherein," schaltete Rudolph ein. „Aber bringen Sie einer halb Verzweifelten Vernunft bei! Ich habe meine Schwester noch niemals in solch' beispielloser Erregung gesehen, wie heute, sie kennt sich selbst nicht mehr."

„Hm, hm, warten Sie einmal," meinte Grösser, dem es ersichtlich darum zu thun war, dem Wunsche des jungen Rechtsanwaltes zu entsprechen. „Könnte ich es auf meine eigene Kappe nehmen, dann würde ich Ihrem Verlangen, obwohl es gegen den offiziellen Gebrauch ist, ohne Weiteres entsprechen. Aber Sie kennen ja Alberti, er ist die Höflichkeit selbst, dabei aber ebenso fest. Nun, ich will sehen, was sich machen läßt."

Er nickte dem jungen Rechtsanwalt zu und begab sich dann in das Amtszimmer Alberti's.

Es dauerte eine geraume Weile, bis er zurückkehrte. Schon im Heraustreten aus dem Zimmer zuckte er vielsagend mit den Achseln.

„Ich habe es mir gedacht, Alberti läßt es unter keinen Umständen zu," meinte er. „Dagegen will er es Ihnen gern gestatten, ja es ist ihm sogar wünschenswerth, daß Sie dem weiteren Verhör beiwohnen. Sie haben ja als Vertheidiger Beck's großes Interesse dabei."

„Ich mache von dem Anerbieten des Untersuchungsrichters natürlich gern Gebrauch," entgegnete Rudolph. „Wenn ich nur erst meiner armen Schwester —"

„Nun, ich weiß ein Mittel, die herbe Pille zu versüßen," wendete Grösser ein. „Auf mein Zusprechen hin hat Alberti wenigstens erlaubt, daß sie dem Verhafteten einige Zeilen des Trostes schreiben darf. Natürlich wird Alberti dann erst zu entscheiden haben, ob er das Geschriebene dem Baron zu lesen geben wird."

Rudolph athmete auf. „Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Freundschaftsdienst," versetzte er. „Hildegard wird hoffentlich vernünftig sein und einsehen, daß man nicht Unmögliches verlangen darf."

„Wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie, ich kann alsdann sofort den Zettel in Empfang nehmen und ihn Alberti überbringen."

Damit eilten beide Herren nach dem Anwaltszimmer zurück.

Hildegard vermochte nur mühsam die Thränen zurückzuhalten, dann aber meinte sie: „Sie haben Recht, es ist schon eine große Gunst, meinem Verlobten einige Zeilen schreiben zu dürfen."

„Dort findest Du Schreibmaterial," unterbrach sie Rudolph, auf einen der in dem geräumigen Zimmer aufgestellten Tische weisend, die sämmtlich mit schwarzen Papiermappen belegt waren.

Hastig ließ sich Hildegard vor einem der Tische nieder, und in fieberhafter Hast, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, warf sie einige Worte auf einen halben Bogen Papier. Ohne deren Inhalt noch einmal zu durchlesen, faltete sie dann das Papier leichthin doppelt zusammen. Hierauf stand sie auf und händigte das Blatt dem Kommissär ein.

„Wenn Sie die Güte haben wollen, dies dem Herrn Untersuchungsrichter zu übergeben. Ich glaube kaum, daß er gegen die Aushändigung an meinen Verlobten etwas einzuwenden haben wird."

Beide Herren begleiteten sie darauf bis an den Wagen, dann kehrten sie nach dem Amtszimmer des Untersuchungsrichters zurück.

24.

Alberti schien sich mit seinen Akten zu beschäftigen und kaum Acht auf den unruhig in seiner Nähe sitzenden Baron zu haben. In Wahrheit aber ließ er keine Bewegung desselben außer Acht.

Schweigend traten der Kommissär und Rudolph in das Gemach ein; der Erstere hielt den Zettel Hildegard's in der Hand, den er auf den Schreibtisch vor dem Untersuchungsrichter niederlegte.

Als der junge Baron Rudolph's ansichtig wurde, schnellte er wie elektrisirt von seinem Stuhle in die Höhe und warf einen fragenden Blick auf den jungen Rechtsanwalt, der indessen für den Gefangenen nur ein flüchtiges Kopfnicken hatte.

Resignirt, die Zähne tief in die Unterlippe eingrabend, ließ sich Hugo wieder auf den Sessel nieder.

Der Rechtsanwalt tauschte mit Alberti einen stummen Gruß aus und nahm dann seitwärts von dem Verhafteten Platz. Der Untersuchungsrichter aber ergriff das ihm

von Grösser überreichte Blatt und durchlas dessen mit Bleistift flüchtig hingeworfenen Inhalt zu wiederholten Malen aufmerksam.

Dann erhob er sich plötzlich und trat hart an den Verhafteten heran. „Ich übergebe Ihnen hier eine Botschaft Ihrer Braut," sagte er. „Die junge Dame hat Sie zu sprechen verlangt, aber ich konnte einem solchen Ansinnen gemäß den bestehenden strengen Vorschriften keine Folge geben. Ich gehe bis an die Grenze des Erlaubten, indem ich Ihnen hiermit einige Zeilen übergebe, welche Fräulein Hildegard Wichern, nur wenige Schritte von Ihnen entfernt, für Sie aufgezeichnet hat."

Hugo war wiederum von seinem Stuhle aufgesprungen. „Hildegard schrieb mir?" murmelte er. „Sie ist hier — sie will mich sprechen? So weiß sie, daß —"

Sein unruhig flackernder Blick schweifte von Neuem zu dem jungen Rechtsanwalt hin. Dieser sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an. „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, meiner Schwester Alles mitzutheilen," sagte er bedeutsam.

„Alles mitzutheilen?" stieß Hugo ingrimmig hervor. „Das heißt, Sie verdächtigen mich, den Wehrlosen, in hinterlistiger, tückischer Weise. O, daß ich wehrlos sein muß! — Meine holde, theure Braut, welche Lügen werden sie Dir über mich berichtet haben!"

„Lesen Sie die Zeilen der jungen Dame," unterbrach ihn der Untersuchungsrichter kurz, „dann sprechen Sie, nicht eher!"

Mechanisch las der Baron die an ihn gerichteten Zeilen. Er erkannte die Handschrift seiner Braut sofort, obwohl die furchtbare Erregung die Schriftzüge zitternd und unregelmäßig gemacht hatte.

„Rudolph hat mir Alles gesagt," las er. „Ich weiß nun, warum Du leidest, aber ich sage Dir, ich bleibe

Dein bis über den Tod hinaus, wenn Du ein Mann bist. Verstehe mich recht, ein voller, ganzer Mann sollst Du sein! Du sollst nicht lügen, Du sollst ein Held bleiben bis zuletzt. Ich glaube nicht an Deine Schuld, wenigstens weiß ich, daß der Mann, dem ich meine Liebe geweiht, nicht zum Raubmörder herabgesunken sein kann. Bist Du Buße schuldig, so unterwirf Dich ihr. Gibt es hier auf Erden für Dich kein Verzeihen, so wird Dir der Himmel gnädig sein. Bei unserer Liebe flehe ich Dich an, sei ein Mann, dann bin und bleibe ich Dein auf ewig!

Hildegard."

Der Baron las das Schreiben bis zu Ende durch, seine Gesichtsfarbe veränderte sich auffällig während desselben. Der letzte Blutstropfen schien aus seinem Gesicht zu verschwinden, so fahl und gespenstisch blaß wurde es.

Dann las er von Neuem und immer wieder von Neuem. Es schien, als ob er sich nicht trennen könne von den wenigen Zeilen, die Hildegard ihm geschrieben hatte.

Sowohl Alberti, als auch der Kommissär hatten ihren Blick unverwandt auf den Verhafteten gerichtet, aber sie wagten nicht, in diesem Augenblicke auch nur einen Laut von sich zu geben. Sie begriffen den furchtbaren Seelenkampf, der sich soeben im Inneren Hugo's abspielen mußte, und von dem ein krankhaftes Zittern äußerlich Zeugniß gab.

Plötzlich nahm der Baron den Zettel und drückte ihn innig an seine Lippen; diese bewegten sich dabei leise. Es war, als ob er unhörbare Worte vor sich hinsprach.

Mit einem Male wendete er sich an den Untersuchungsrichter. „Ich widerrufe den Inhalt meiner vorhin gemachten Eröffnungen," sagte er mit bebender, vor innerer Erregung kaum verständlicher Stimme. Seine Worte überstürzten sich dabei; es war, als ob er fürchte, im nächsten Augenblicke wieder anderen Sinnes werden zu

können, als ob er sich beeilen wolle, dem guten Engel Folge zu leisten, der mit mahnendem Finger sein Herz berührt hatte.

Ein Zug lebhafter Ueberraschung glitt über das Gesicht des Untersuchungsrichters. „Wie soll ich das verstehen? Sind Sie bereit, ein Geständniß abzulegen?"

Da ließ der Gefangene das Haupt plötzlich tief auf die Brust hinabsinken. „Ja," sagte er im Flüstertone, „ich will gestehen. Um ihretwillen will ich gestehen, sie soll mich nicht der Lüge zeihen."

Er athmete tief auf. „Meine vorige Aussage hinsichtlich der verflossenen Nacht halte ich voll und ganz aufrecht," begann er. „Ich habe mich zu dem Trödler Schimmel begeben, um dessen fortgesetzten Erpressungen endgiltig ein Ziel zu setzen, aber jeder Gedanke an Mord stand meiner Seele fern."

Unverkennbare Enttäuschung sprach sich in den Gesichtszügen der Anwesenden aus. „So beharren Sie also auf Ihrem vorigen Leugnen?" meinte Alberti mit finster gerunzelter Stirn. „Sie geben nicht zu, heute Nacht den Trödler getödtet zu haben?"

„Wie sollte das mir möglich gewesen sein?" entgegnete Hugo, die Augen nicht vor dem forschend auf ihn gerichteten Blicke des Untersuchungsrichters niederschlagend. „Wie hätte ich auch in den Besitz jenes ebenso furchtbaren, wie seltenen Giftes kommen sollen, das dem Leben des Trödler's ein Ende gemacht hat? Wahrheitsgetreu habe ich Alles berichtet. Wir waren in heftigen Streit miteinander gerathen, er bekam den Krampfanfall, hatte aber noch die Kraft, mir den Aufbewahrungsort des Mittels zu bezeichnen. Wieviel kleine Krystalle ich unter das Wasser mengen sollte, verstand ich nicht genau, ich glaubte zwölf zu hören. Jedenfalls war die Aufregung bei mir eine beispiellose. Ich war nicht im Stande, Acht zu geben,

wie viel Krystalle ich dem Wasser beimengte, insofern trifft mich ein Verschulden an dem Tode des Trödlers. Aber ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß auch nicht im erbittertsten Streite der Gedanke an mich herangetreten ist, einen Mord zu begehen."

„Wie sind Sie dazu gekommen, sich zu solch' vorgerückter Nachtstunde zu Schimmel zu begeben? Wollen Sie nicht mir wenigstens darauf eine wahrheitsgetreue Auskunft ertheilen?"

„Es geschah dies auf direkten Wunsch des Trödlers, und hier setzt das mich so sehr beschämende Bekenntniß meines eigenartigen Vergehens ein," entgegnete Hugo. „Ich habe vorhin die Auskunft verweigert, als Sie die Frage an mich stellten, ob die Unterschriften meines Onkels auf den drei Accepten echt seien. Ich will jetzt unumwunden einräumen, daß ich mich eines schweren Vergehens schuldig gemacht und die Unterschriften sämmtlich selbst geschrieben habe."

„Sie bezichtigen sich also der zum Nachtheil Ihres Onkels ausgeführten Wechselfälschung?"

„Ja, ich bekenne mich schuldig. Ich wußte mir in meiner Verzweiflung nicht mehr zu helfen. Ehe ich meine Braut kennen lernte, war ich ein leichtsinniger Mensch, der plan- und ziellos in den Tag hineinlebte. Ich will meinen verstorbenen Vater nicht anklagen, aber er hätte mir eine bessere Erziehung geben sollen. So aber zog er mich mit in schlechte Gesellschaft. Gleich meinem Vater wurde ich ein Spieler. Als er starb, erwies sich sein Nachlaß als überschuldet. Ich wäre sicherlich schon damals dem Untergange verfallen, wenn nicht mein Oheim, meines Vaters Bruder und dessen gerades Gegentheil, sich meiner angenommen hätte. — Aber es war schon zu spät. Der Trödler Schimmel hatte mir bereits geringe Summen geliehen. In der bekannten Art prolongirte er die ve

fallenen Wechsel, welche ich nicht einlösen konnte, zu immer höheren Beträgen, so daß schließlich aus Hunderten Tausende wurden. Machte ich ab und zu einen Spielgewinnst, so bezahlte ich dem Wucherer etwas ab, ohne daß jedoch meine Schuldenlast dadurch nennenswerth geringer wurde.

In jene Zeit fiel mein Bekanntwerden mit Hildegard Wichern. Ich gelobte, ein anderer, besserer Mensch zu werden und der unendlichen Liebe, die Hildegard mir entgegenbrachte, mich würdig zu machen. Aber das Verhängniß wich nicht von mir, ich sah mich in unlösbare Bande verkettet, aus denen es kein Entrinnen gab. Schimmel hatte Kenntniß von meinem Verlöbniß bekommen, er drohte mir, da er wußte, daß mein Oheim keinen Pfennig bezahlen würde, mich bei meinem zukünftigen Schwiegervater anzuklagen, wenn ich nicht endlich meine längst verfallenen Accepte, die damals die Höhe von viertausendfünfhundert Mark erreicht hatten, einlösen würde. Was dann geschehen würde, konnte ich mir denken, dann war mein junges Liebesglück dahin. An jenem Tage, als ich um Hildegard's Hand anhielt, hatte Herr Wichern mich gefragt, ob ich Schulden habe, und hinzugefügt, er wünsche, daß meine Vergangenheit todt sein, daß ich um seines Kindes willen ein neues Leben anfangen möge. Er stellte mir glänzende Zukunftsbilder in Aussicht. Wer weiß es, wenn ich in jener Stunde den Muth gehabt hätte, ihm Alles einzugestehen, er würde vielleicht milde gewesen sein, so aber schämte ich mich vor mir selbst, und diese Scham trieb mich zur Lüge. Von nun an mußte ich Alles daransetzen, den Trödler hinzuhalten mit seinen Drohungen, wenn ich nicht als Lügner vor dem Vater meiner Braut dastehen wollte.

Zu wiederholten Malen hatte ich den Versuch gemacht, mich meinem Oheim zu offenbaren, aber er besaß niemals viel Wohlgefallen für mich. Seine eigene übertriebene

Sparsamkeit, aber auch die hämischen Einflüsterungen meiner Base Dora, die vielleicht zuerst gehofft, mich an sich ketten zu können, aber seit meiner Verlobung meine unversöhnliche Widersacherin geworden war, mochten gleichmäßig zu der immer mehr hervortretenden Abneigung meines Oheims gegen mich beigetragen haben. Als ich mich endlich in der äußersten Bedrängniß, da Schimmel keinen Tag länger warten zu wollen erklärte, dem alten Herrn offenbarte — es war am 24. Januar, seinem Geburtstage — da kam es zum Bruch. Erbarmungslos wies er mir die Thür. Mit verzweifeltem Herzen schlich ich mich in der Dämmerstunde jenes Tages zu Schimmel, tagsüber ihn zu besuchen, hatte ich nicht gewagt. Mit Hohn wies Schimmel mich zurück, er erklärte mir, bereits am nächsten Tage meinem zukünftigen Schwiegervater meine längst verfallenen Accepte zur Einlösung vorlegen zu wollen. Ich versuchte nochmals, ihn zu beschwichtigen. Ich theilte ihm mit, obwohl ich das gerade Gegentheil bereits wußte, daß mein Oheim nicht abgeneigt sei, mir die benöthigte Summe zur Tilgung meiner Verbindlichkeiten vorzustrecken, nur befinde er sich augenblicklich ebenfalls nicht im Besitze der erforderlichen Mittel, sondern diese seien zur Zeit in Spekulationen festgelegt. Aber da meinte der Trödler, daß gar kein bares Geld nöthig sei, die bloße Querschrift meines Onkels thue es auch, jedoch müsse sich der Gesammtbetrag der Wechsel auf fünftausendfünfhundert Mark belaufen. Wirklich gelang es mir, dem Wucherer das Versprechen abzugewinnen, noch drei Tage warten zu wollen. Es war eine Galgenfrist!"

Ein banges Stöhnen glitt über die Lippen des Verhafteten, der immer noch nicht wagte, seinen Blick vom Boden zu erheben. „Als ich ging, wußte ich, daß ich nach drei Tagen noch ebenso rathlos dastehen würde," begann er dann wieder. „Verzweiflungsvolle Reue folterte

mein Herz, aber was vermochte diese an dem Geschehenen zu ändern! Ich zitterte vor dem Augenblicke, wo ich dem höhnisch lachenden Blutsauger von Neuem gegenübertreten und ihm bekennen mußte, daß ich nicht zu zahlen vermochte. Ich wußte es, daß er sich allen meinen Vorstellungen gegenüber taub und ablehnend verhalten würde, hatte ich ihn doch schon vergeblich auf den Umstand hingewiesen, daß ich nach geschehener Heirath ja eher im Stande sein würde, seinem Verlangen nachzukommen. Er pochte auf sein Recht und erklärte, lieber den sicheren Weg gehen zu wollen. Meine nochmaligen Bemühungen, unter der Hand von Bekannten die nöthige Summe aufzutreiben, scheiterten. Nochmals bittend vor meinen Onkel zu treten, durfte ich nicht wagen, denn dieser hatte mir sein Haus verboten. Immer verführerischer stieg in meinem Innern der Gedanke auf, daß mir mit einem Schlage aus aller Verlegenheit geholfen sei, wenn es mir gelänge, dem Trödler Accepte zu überbringen, welche die Querschrift meines Onkels trugen. — Gestatten Sie mir, mich kurz zu fassen. Im Kampfe mit dem bösen Dämon in meinem Herzen, von dem leidenschaftlichen Wunsche beseelt, mir Hildegard's Liebe zu erhalten, unterlag ich. Die Unterschrift meines Oheims nachzuahmen, wurde mir nicht schwer, denn ich besaß verschiedene Briefe von ihm. Am Abende des vierten Tages kam ich wieder zu Schimmel und brachte ihm die Accepte. Er nahm sie und besah sie scheinbar gleichgiltig, aber ein höhnisches Lachen umspielte seine Lippen. O, hätte ich mich warnen lassen und lieber das Schlimmste ertragen, als mich ganz und gar in die Hände jenes Elenden zu geben!

Aber ich war zu feig, zu muthlos, um dies zu thun! Um kurz zu sein, er schloß die verhängnißvollen Wechsel, die jetzt in Ihren Händen sind, ein und gab mir die verfallenen Papiere zurück."

„Seitdem hat Ihnen Schimmel vermuthlich keine Ruhe gelassen, besonders nach dem Tode Ihres Oheims begann er wohl von Neuem zu drohen?"

„So ist es. Ich habe keine ruhige Stunde mehr gehabt; es war eine entsetzliche, fürchterliche Zeit, die ich durchleben mußte. Zwar hoffte ich von Tag zu Tag, daß irgend ein unvorhergesehener Zufall mich in den Stand setzen würde, die Wechsel rechtzeitig einzulösen, aber es geschah kein Wunder, das mir mein Verbrechen hätte vertuschen helfen."

„So kam der Verfalltag heran, und Sie konnten die Wechsel nicht einlösen. Wurden dieselben Ihrem Onkel präsentirt?" fragte Alberti.

Hugo schüttelte den Kopf. „Ich wunderte mich selbst über das Entgegenkommen Schimmel's. Als ich kurz vor dem Verfalltage ihn zu bestimmen suchte, die Wechsel nicht vorzuzeigen, erklärte er mir lachend, daß er sich den Grund meiner Verlegenheit wohl denken könne und durchaus nicht wünsche, aus dieser für sich Nutzen zu ziehen. — ‚Ich lasse die Papiere ruhig liegen,' sagte er damals in seinem näselnden Tone zu mir, ‚solche Wechselchen verlieren ihre Giltigkeit nie, jetzt hat es Zeit mit ihrer Bezahlung, bis Sie verheirathet sind.' — Ich war zu verblüfft über seine Nachgiebigkeit, als daß ich ernstlich über den tieferliegenden Grund derselben hätte nachdenken können, erst später wurde mir die schreckliche Drohung, die in derselben gelegen, klar. Jetzt begriff ich auf einmal, warum Schimmel so nachgiebig gegen mich gewesen war. Mit vollem Vorbedacht hatte er mich zu den Wechselfälschungen gezwungen, wohl wissend, daß mir kein anderer Ausweg offen stand; mit teuflischer Berechnung hatte er mich in seine Gewalt gebracht, um große Vortheile für sich zu erlangen. Gott allein weiß, was ich erlitten habe in den darauffolgenden Wochen und Monaten!

länger warten, sondern sich sichern und die Wechsel dem Nachlaßgerichte übergeben zu wollen. Mit Mühe und Noth gelang es mir, ihn noch einmal zu beschwichtigen. Er erklärte nun, noch den Ausgang des Verhandlungstermins abwarten zu wollen, der am gestrigen Tage stattgefunden, und der mir, wie ich hoffte, endgiltige Entscheidung bringen sollte. Ich hatte die Aufforderung von ihm erhalten, ihm noch am selben Abende Sicherheit für seine Forderung zu bringen oder gewärtig zu sein, daß er am nächsten Tage die Wechsel dem Gericht übergeben und damit meinen Ruin herbeiführen werde.

Zwischen Furcht und Hoffen brachte ich den Tag hin. Die Mittheilung meines Anwalts traf mich gleich einem Keulenschlage, sie schmetterte mich vollständig nieder. Ich wußte nicht mehr, was thun. Auf jeden Fall mußte ich mich noch einmal zu Schimmel begeben und ihn bitten, mich nicht elend zu machen. Deshalb brach ich gestern Abend früher von meiner Braut auf, um rechtzeitig noch bei Schimmel eintreffen zu können. Er hatte schon Kunde von dem Ausgange des Termins, er zeigte sich überhaupt immer völlig unterrichtet. Meine Bitten um fernere Nachsicht beantwortete er höhnisch, endlich vergaß auch ich mich und nannte ihn bei seinem richtigen Namen. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen uns Beiden, und das tragische Ende ist Ihnen ja bekannt."

Hier hielt Hugo inne, mühsam rang er nach Athem.

„Warum riefen Sie keinen Arzt?" fragte Alberti.

„Ich sagte Ihnen bereits vorhin, daß ich daran dachte. Aber versetzen Sie sich in meine Lage; wie hätte ich meine Anwesenheit bei dem Trödler rechtfertigen sollen? Zudem hatte das furchtbare Entsetzen über meine Unvorsichtigkeit mich ganz sinnlos gemacht, ich wußte kaum selbst, was ich that. Nur ein unbeschreibliches Angstgefühl war noch in mir vorherrschend dem ich willenlos

alle anderen Gemüthsregungen unterstellte. Mir graute davor, mich vor Gericht verantworten oder auch nur Anzeige von dem Geschehenen machen zu müssen. Darum kam ich auf den wahnwitzigen Plan, den Trödler zu entkleiden und in's Bett zu legen, um den Anschein zu erwecken, als ob ihn ein Schlaganfall getroffen habe. Dann fiel mir auch der Gedanke schwer auf's Herz, daß die Wechsel im Nachlasse gefunden und mich verderben würden. Ich begann die Habseligkeiten des Trödlers zu durchwühlen. Stundenlang habe ich gesucht, aber ich fand die Accepte nicht. Unverrichteter Sache mußte ich mich endlich entfernen."

Der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf. „Ihre Erzählung klingt sehr romantisch," versetzte er dann. „Sie werden indessen schwerlich damit bei Gericht durchdringen, noch dazu, wo Ihnen schon so gut wie nachgewiesen ist, Ihre Base Dora v. Gerstenberg mit demselben Gifte getödtet zu haben."

„Herr Untersuchungsrichter, es berechtigt Sie nichts, mir diese unerhörten Beschuldigungen —"

„Hugo v. Engler," begann der Untersuchungsrichter eindringlich, „wollen Sie wirklich nicht der Wahrheit die Ehre geben? Wollen Sie sich hartnäckig noch länger der Erkenntniß verschließen, daß nur ein reumüthiges Bekenntniß Ihr Herz entlasten und Ihnen Frieden geben kann?"

„Also Sie glauben mir nicht?" stöhnte Hugo auf. „Was soll ich noch sagen? Ich bin unschuldig, ich weiß nichts von alledem, was Sie mir vorzuwerfen trachten."

Rudolph näherte sich plötzlich dem Untersuchungsrichter, beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Der Beamte blickte überrascht auf, dann nickte er hastig zustimmend und zog seine Uhr. „Es ist acht Uhr,"

Digitized by Google

meinte er nachdenklich, „die Sache wird sich noch ermöglichen lassen.“ Er stand auf und setzte den Klingelzug in Bewegung. „Wir werden Ihnen jetzt beweisen, daß Sie gelogen haben,“ wendete er sich an den Gefangenen. „Es existirt Jemand, der Sie an dem Vorabende des an Ihrem Oheim verübten Mordes im Hause des Trödlers gesehen hat.“

Hugo hielt den Blick Alberti's ruhig aus. „Ich bin öfters bei dem Trödler gewesen, abgesehen von der letzten Zeit,“ meinte er dann; „aber zufällig weiß ich genau, daß ich mich an jenem Abend nicht dort befunden haben kann. Ich war von fünf Uhr ab in Gesellschaft und begab mich um halb elf Uhr in meine Wohnung.“

Ein Diener trat ein.

„Der heute verurtheilte Karl Beck soll aus dem Untersuchungsgefängniß vorgeführt werden,“ befahl ihm Alberti. „Ich habe Ihren Klienten aus seiner bisherigen Zelle nach einer freundlicheren verbringen lassen,“ fuhr er zu Rudolph gewendet fort. „Ich glaube, daß Sie damit einverstanden sind.“

„Herzlichen Dank.“

Beide Herren tauschten eine Händedruck, dann blieb es auf Minuten still im Zimmer.

Endlich wurden von draußen her Schritte vernehmbar. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und der Gerichtsdiener trat mit Beck ein.

Ein freudiger Ausdruck glitt über des Letzteren Gesichtszüge, als er Rudolph bemerkte.

„Verzeihen Sie, daß ich heute noch nicht zu Ihnen kommen konnte,“ sagte der junge Rechtsanwalt zu ihm. „Aber es ist so viel Unerwartetes geschehen. Sie werden morgen Alles von mir hören.“

„Bitte, treten Sie näher,“ bat Alberti in höflicherem Tone, als er bis dahin Beck gegenüber angewendet hatte.

Digitized by Google

„Stellen Sie sich mehr in das Licht,“ befahl er darauf Hugo.

Eine jähe Röthe überfluthete dessen Gesicht, aber gehorsam folgte er der Anweisung des Untersuchungsrichters.

„Nun sehen Sie sich einmal diesen Mann hier an!“ wendete sich Alberti wieder an Beck. „Erinnern Sie sich, denselben schon jemals in Ihrem Leben gesehen zu haben?“

Eine bange Pause entstand; erwartungsvoll schauten nun Alle auf Beck.

Sekunden hindurch ließ dieser seinen Blick prüfend auf den Gesichtszügen Hugo's, der ihn ebenso frei und unerschrocken anschaute, ruhen, dann schüttelte er den Kopf. „Meines Wissens habe ich diesen Herrn noch niemals in meinem Leben gesehen,“ sagte er.

Bestürzt trat Rudolph auf ihn zu, während es auch in Grösser's Gesichtszügen befremdet aufleuchtete.

„Aber besinnen Sie sich doch,“ rief der Untersuchungsrichter. „Bedenken Sie, es hängt für Sie sehr viel davon ab!“

„Nein, ich habe ein sehr gutes Auge und kenne Jeden wieder, der mir einmal in meinem Leben gegenüber getreten ist,“ beharrte Beck, noch immer Hugo betrachtend. „Dieser Herr hat viel Aehnlichkeit mit jenem jungen Manne, der mir am Vorabende des Mordes unter der Ladenthür des Trödlers Schimmel begegnet ist, aber er ist mit demselben nicht identisch.“

„Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher?“ frug Rudolph, bestürzt seinen Klienten anschauend. „Ich bitte Sie nochmals, überlegen Sie genau, ehe Sie aussagen.“

„Ich täusche mich nicht,“ entgegnete Beck. „Das Gesicht jenes Menschen hat sich meinem Gedächtniß derart eingeprägt, daß ich ihn jederzeit auf den ersten Blick wiedererkennen würde, und wenn er selbst die größte Veränderung mit seinen Zügen vorgenommen hätte — ich

Digitized by Google

habe ja Monate hindurch Zeit gehabt, mir jenes zuerst nur flüchtig von mir gesehene Gesicht mit unvergänglichen Zügen in meinem Gedächtniß einzuprägen. Der Herr hier hat viel Aehnlichkeit mit dem Verdächtigen, aber Letzterer trug eine kleine schwarze Bartfliege am Kinn, sein Gesichtsausdruck war schärfer markirt, ich möchte sagen, seine Züge waren weniger weichlich, aber gewöhnlicher."

Der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf. „Denken Sie nochmals reiflich darüber nach," sagte er. „Ich werde Sie heute noch nicht zu Protokoll vernehmen, sondern werde Ihnen morgen bei hellem Tageslichte nochmals Gelegenheit zur Konfrontation geben. Es hängt viel für Sie davon ab." Dann zog er wieder die Klingel. „Heute breche ich das Verhör ab," wendete er sich an den eintretenden Gerichtsdiener. „Der Gefangene Beck ist abzuführen, außerdem sind zwei Aufseher aus dem Gefängniß zu beordern, um hier diesen Mann als Untersuchungsgefangenen zu übernehmen."

Er deutete dabei auf Hugo.

Dieser athmete tief und schwer auf. Er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. In dieser Stellung verharrte er, bis von draußen wieder Schritte ertönten, und die beiden Wärter in das Zimmer eintraten.

Der Kommissär und Rudolph hatten inzwischen flüsternd miteinander gesprochen; jetzt, nachdem Hugo v. Engler abgeführt war, verabschiedeten auch sie sich von Alberti und verließen zusammen dessen Amtszimmer.

„Was sagen Sie nun?" meinte Grösser, während sie langsam den Korridor entlang schritten.

„Ich hatte meine ganze Hoffnung auf diese Konfrontation gesetzt," gestand der Rechtsanwalt, „Beck aber verneint mit solcher Bestimmtheit, daß gar kein Zweifel an seiner Aussage möglich ist."

Der Kommissär pfiff leise vor sich hin. „Ich glaube,

wir stehen einem neuen Räthsel gegenüber," meinte er endlich. „Und diesmal bin ich auch so ziemlich mit meiner Weisheit zu Ende. Soviel aber weiß ich schon heute, der junge Baron wird einen schweren Stand haben, um sich frei zu lootsen."

„Sie halten ihn für schuldig?"

„Offen gestanden habe ich bis vorhin die Ueberzeugung von seiner Schuld gehabt," entgegnete der Kommissär. „Aber auch jetzt habe ich mich noch nicht zu einer gegentheiligen Ansicht bekehrt. Der unseren Erwartungen entgegengesetzte Ausgang der Konfrontation gibt indessen zu denken, obwohl freilich nicht ausgeschlossen ist, daß Beck sich entweder geirrt, oder einen harmlosen Anderen gesehen haben kann. Was mir weniger gefallen will, das ist der Umstand, daß wir den ominösen grauen Radmantel nicht in der Wohnung des Barons vorgefunden haben. Entweder ist dieser ein ganz geriebener Fuchs, oder er hat unverdient viel Pech. — Und nun gute Nacht, Herr Doktor. Sie werden einen angestrengten Tag gehabt haben, und wenn ich mich nicht irre, werden wir, bis der Fall ganz geklärt ist, noch manche harte Nuß knacken müssen."

25.

Auf dem Heimwege kam Rudolph erst die Erinnerung, daß er Hedwig hatte vergeblich auf sich warten lassen. Der Tag mit seinen unerhörten Aufregungen war so schnell an ihm vorübergegangen, daß die Stimme seines Herzens völlig hatte schweigen müssen. Jetzt freilich war es zu spät, aber er beschloß, schon in aller Frühe des nächsten Morgens Hedwig zu besuchen und ihr, so gut er vermochte, Worte des Trostes zu spenden.

Als der junge Rechtsanwalt das väterliche Haus betrat, nahm er alsbald eine befremdliche Unruhe in demselben wahr.

Digitized by Google

Mit verstörten Gesichtszügen eilte ihm auf dem unteren Hausflur die Wirthschafterin entgegen. „Gut, daß Sie endlich kommen,“ rief sie aufgeregt, „Fräulein Hildegard —“

„Was ist geschehen?“ forschte Rudolph, von banger Ahnung erfaßt.

„Sie ist krank, schwer krank. Der Doktor ist bereits bei ihr, er hat den Friedrich nach der Apotheke geschickt.“

„Wo befindet sich meine Schwester?“

„Sie liegt oben in ihrem Schlafzimmer. Ach, mein Gott, sie sah gleich so verstört aus, wie sie vorhin nach Hause kam. Aber es läßt sich ja denken, das zarte junge Blut vermag unmöglich einen so großen Schrecken zu ertragen. Ich werde es mein Lebtag nicht vergessen, wie sie mir die Hand drückte, als sie aus dem Wagen stieg. ‚Ich bin so müde,‘ sagte sie, und dabei schauten ihre Augen so traurig auf mich. ‚Ich will schlafen, recht lange schlafen,‘ und dann fing sie plötzlich zu weinen an. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es schnitt mir in's Herz und ich wußte gleich, daß das Unglück da war. Aber kaum hatte ich sie zu Bett gebracht — sie ließ sich still und ruhig ausziehen, wie früher als Kind — da fing sie schon an irre zu reden. Ihr Gesicht wurde ganz dunkelroth, man sah ordentlich an, wie das Fieber stieg. Das machte mich ängstlich, und ich rief den Herrn Vater herbei. Er schickte sofort nach dem Arzte, und der ist nun schon seit einer Stunde oben.“

Die letzten Worte der geschwätzigen Alten hörte Rudolph kaum mehr. Er eilte die Treppe nach dem ersten Stockwerk empor.

Auf dem oberen Korridor traf er mit dem Arzte und seinem Vater zusammen. Beide hatten soeben das Krankenzimmer verlassen und waren in angelegentlichem Gespräch miteinander.

„Ich werde Ihnen, wie gesagt, sofort eine zuverlässige

Digitized by Google

Krankenwärterin senden, spätestens in einer Stunde ist sie hier, denn ich fahre unverzüglich beim Krankenhause vor," hörte Rudolph den Arzt soeben sagen, der ihn jetzt erst bemerkte und grüßte. Er bestätigte auf Rudolph's ängstliche Frage, daß die Gefahr keine geringe sei, und empfahl, die Kranke bis zur Ankunft der Krankenpflegerin ungestört in der Obhut des Dienstmädchens zu lassen.

Der Rechtsanwalt gab dem Doktor das Geleite. Als er wieder in das Haus zurücktrat, das so plötzlich eine Stätte des Jammers und der Sorge geworden war, erstaunte er nicht wenig, als er oben auf der Treppe seinen Vater auf sich warten sah.

„Ich wünsche mit Dir zu sprechen," sagte der alte Herr, und Rudolph nahm mit Befremden wahr, wie die Stimme seines Vaters von innerer Gereiztheit durchbebt war.

Schweigend folgte er dem alten Herrn nach dem von dem Krankenzimmer Hildegard's durch mehrere Räume getrennten Rauchzimmer.

„Hast Du mir etwas Dringendes mitzutheilen," meinte Rudolph, verstimmt durch die barsche, fast verletzende Art seines Vaters, „sonst —"

„Doch, doch, es muß klar zwischen uns werden," sagte der alte Herr. „Du bist es, der die arme Hildegard vielleicht auf's Sterbelager geworfen hat!"

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst," entgegnete der Sohn in nur mühsam ruhig gehaltenem Tone. „Ich begreife Deine tiefe Verstimmung, aber bitte, werde erst ruhiger, ehe Du sie mir gegenüber zum Ausdruck bringst. Die Ereignisse des heutigen Tages haben mich ebenfalls schwer getroffen, und —"

„Ach was, dadurch wird nicht das Geringste an der Thatsache geändert, daß Du es gewesen bist, der unauslöschlichen Schimpf auf unser Haus, unseren Namen gebracht hat."

Digitized by Google

„Ich verstehe Dich noch immer nicht,“ entgegnete Rudolph. „Du ließest heute Nachmittag schon solche Andeutungen fallen. Ich möchte Dich wirklich bitten, Dich deutlicher auszudrücken.“

Auch Rudolph's Stimme war während der letzten Worte immer gereizter geworden.

„Ich nenne es gemein und hinterlistig gehandelt, gegen den Bräutigam Deiner Schwester zu intriguiren. Anscheinend verfolgtest Du seine Interessen vor Gericht, in Wirklichkeit aber denunzirst Du ihn eines ungeheuerlichen Verbrechens.“

Rudolph hatte sich hoch aufgerichtet, sein Gesicht war todtenbleich geworden, und ein tiefer Ernst sprach aus seinen Zügen. „Du bist gereizt, Vater, das entschuldigt viel,“ meinte er ruhiger wie vorhin. „Indessen irrst Du Dich, wenn Du mich für einen Denunzianten hältst. Ich habe zur Sache wenig gethan, sondern die Wucht plötzlich eingetretener Verhältnisse hat mich selbst überwältigt. Und übrigens,“ setzte er in entschiedenerem Tone hinzu, „wenn dieser Herr v. Engler wirklich, wie ich glaube, das unerhörte, ihm jetzt zur Last gelegte Verbrechen, wegen dessen ein Unschuldiger heute verurtheilt worden ist, begangen hat, so wäre es nur meine Pflicht und Schuldigkeit als ehrlicher Mann gewesen, die Sache zur Anzeige zu bringen, unbeschadet dessen, daß dieser Mensch es verstanden hat, das Herz meiner armen, unglücklichen Schwester zu bethören.“

„Nein,“ widersprach der alte Herr, „Deine Pflicht und Schuldigkeit war es, das graue Haar Deines alten Vaters zu respektiren und seinen makelreinen Namen, den er durch ein langes, arbeitsreiches Leben erworben, nicht in den Koth hinabzuziehen! — Sprich mir nicht dagegen,“ stammelte er in fast sinnloser Wuth. „Das hast Du gethan, Du selbst bist es gewesen, der die Schergen auf meinen

Digitized by Google

Grund und Boden geführt hat. — Unsere Wege sind fortan geschieden. Die Wunde, die Du mir geschlagen, ist unheilbar, der Riß, der zwischen uns Beiden entstanden ist, wird nicht wieder vernarben!"

Ohne seinem Sohne noch ein Wort der Entgegnung zu gönnen, wendete er sich hastig und eilte aus dem Zimmer. —

Rudolph sah ihm traurig nach. Lange Zeit sah er düster vor sich hin, endlich aber forderte die Natur ihre Rechte. Er begab sich zur Ruhe, aber der Schlaf floh ihn. Fast die ganze Nacht hindurch wälzte er sich wach auf seinem Lager umher, tausend quälende Gedanken folterten sein ermüdetes und überreiztes Gehirn.

Erst gegen Morgen schlief er auf eine kurze Weile ein. Als er sich aber gegen die achte Morgenstunde erhob, da fühlte er sich noch matter und niedergeschlagener wie am Abend vorher.

Sein erster Gang war nach dem Schlafzimmer seiner kranken Schwester. Er fand eine Diakonissin dort vor, welche bei seinem Eintritt mahnend den Zeigefinger an den Mund legte, um anzudeuten, daß äußerste Ruhe geboten sei.

Auf den Zehenspitzen trat Rudolph näher an das Lager seiner Schwester heran. Tiefes, bitteres Weh durchzuckte ihn, als er wahrnehmen mußte, welche Veränderung mit den lieblichen Gesichtszügen des jungen Mädchens vorgegangen war. Ihre sonst so kirschrothen Lippen waren schwärzlich, sie zeigten sich aufgeschwollen und gesprungen. Ein unsagbar schmerzlicher Ausdruck prägte sich in ihren Zügen aus, pfeifend, röchelnd kam der Athem in unregelmäßigen Zwischenräumen über ihre Lippen. Letzteren entrangen sich unverständliche, halblaute, zuweilen wie an einen Schreckensruf gemahnende Worte.

„So ist es schon die ganze Nacht hindurch," sagte die

Digitized by Google

Wärterin im Flüstertone zu dem ergriffen dastehenden jungen Rechtsanwalt. „Es wird immer noch schlimmer werden. Das geht bis in die dritte Woche, es ist der Typhus. Ich habe ihn schon an manchem Krankenbette zu beobachten Gelegenheit gehabt. Aber Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, gerade solch' zarte Wesen kommen am ersten glücklich durch, während er starken, kräftigen Männern meist verhängnißvoll wird."

Rudolph ließ, einer unwillkürlichen Regung nachgebend, beide Hände wie schirmend über die fieberglühende Stirn des jungen Mädchens gleiten, dann reichte er der barmherzigen Schwester seine Rechte und verließ mit stummem Gruße das Zimmer.

Eine furchtbare Erbitterung hatte sich seiner bemächtigt. Wie er jenen Mann haßte, der all' das Weh und Herzeleid über Hildegard verhängt und diese an den Rand des Grabes gebracht hatte! — Die flüchtigen Zweifel, die gestern und die schlaflose Nacht über in seinem Innern an Hugo's Schuld aufgetaucht waren, wurden von dieser Fülle des Hasses und der Erbitterung überstimmt und zum Schweigen gebracht.

Er vermied es an diesem Morgen, mit seinem Vater zusammenzutreffen. Frühzeitig verließ er die Villa und begab sich nach der Stadt.

Noch ehe er indessen sein Bureau aufsuchte, begab er sich nach dem entlegenen Hause, in welchem Hedwig früher gewohnt hatte. Dieselbe war, ihrem Versprechen getreu, bei ihrer früheren Wirthin abgestiegen und von dieser herzlich aufgenommen worden. Sie empfing Rudolph in offenbar ängstlicher Spannung.

„Du mußt verzeihen, daß ich nicht gestern bereits bei Dir vorgesprochen habe," begann Rudolph, nachdem die erste Begrüßung vorüber, und er von Hedwig nach ihrem Zimmer geführt worden war. „Aber Du wirst mein

Digitized by Google

Fernbleiben begreifen, wenn ich Dir Alles erzählt haben werde."

„Vor allen Dingen sage mir nur Eines," entgegnete Hedwig, ihm angstvoll in die Augen schauend. „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, nachdem ich gestern Abend vergeblich auf Dein Kommen gewartet hatte. Du sprachst in gar hoffnungsvollem Tone von meinem armen unglücklichen Vater, ehe wir gestern schieden. Ich suchte ihn im Gefängniß auf, aber er theilt Deine frohen Hoffnungen nicht, er scheint endgiltig mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Ich kann nicht sagen, wie sehr es mir in's Herz schnitt, als er den Tod als Erlöser von allen Leiden herbeisehnte."

Rudolph schaute einen Augenblick nachdenklich zu Boden. „Es ist vielleicht vorschnell von mir gehandelt gewesen, liebe Hedwig, in Dir Hoffnungen rege zu machen, denen eine augenblickliche Erfüllung nicht nachfolgen kann. Aber verstehe mich recht," setzte er gleich darauf hinzu, als er das tiefe Erschrecken in den Gesichtszügen des geliebten Mädchens wahrnahm, „Du sollst und darfst hoffen, denn Unerwartetes ist geschehen, doch haben sich die Verhältnisse noch nicht klar genug entwickelt, um die sofortige Freilassung Deines Vaters, dessen Unschuld sich in Bälde herausstellen wird, jetzt schon herbeiführen zu können."

„Du spannst mich auf das Aeußerste," unterbrach ihn Hildegard. „So sage mir endlich, was ist eigentlich geschehen?"

In gedrängter Kürze berichtete Rudolph, oftmals von den erstaunten Ausrufen des jungen Mädchens unterbrochen, diesem die Vorkommnisse des letztvergangenen Tages.

Als er geendet hatte, starrte ihn Hedwig verständnißvoll an. „Mein Gott, Alles, was Du sagst, klingt so überzeugend und wahrhaftig," murmelte sie, „aber dennoch

Digitized by Google

kann ich mich keiner rechten Freude hingeben. Es will mir so ungeheuerlich erscheinen, daß ein hochgebildeter und vornehmer junger Mann ein solches Verbrechen begangen haben soll! — Du sagst doch, daß mein Vater in ihm nicht jenen Mann mit dem grauen Mantel wiedererkannt hat; sollte da nicht wiederum ein verhängnißvoller Irrthum vorliegen? — Ach, Rudolph, seit ich jene Gefängnißräume betreten, weiß ich erst, was es eigentlich heißt, hinter Schloß und Riegel ausharren zu müssen. Mein armer, theurer Vater, was Alles mag er an jenem gräßlichen Orte erlitten und durchgemacht haben!"

„Seine Leidenszeit wird sich hoffentlich bald ihrem Ende nähern," entgegnete Rudolph. „Freilich, heute und morgen dürfen wir noch nichts hoffen. Indessen ist sein Loos schon jetzt ein bedeutend milderes geworden. Der Untersuchungsrichter hat in anerkennenswerther Weise dafür gesorgt, daß ihm eine freundlichere Zelle angewiesen worden ist. Ich werde ihn gleich nachher besuchen und ihm Grüße von Dir übermitteln."

Hedwig's Augen füllten sich von Neuem mit Thränen, und es schnitt dem jungen Rechtsanwalt tief in's Herz hinein, als er die Geliebte weinen sehen mußte.

Er faßte plötzlich beide Hände der leise Widerstrebenden. „Hedwig, laß mich heute ein aufrichtiges Wort zu Dir sprechen," begann er. „Umstände, die ganz unabhängig von unserer Verlobung sind, haben eine tiefgehende Entfremdung zwischen meinem Vater und mir herbeigeführt. Ich werde nicht lange mehr im Hause meines Vaters bleiben, und da möchte ich Dich doch fragen, Hedwig —"

„Sprich nicht davon, Rudolph," bat sie mit zuckenden Lippen, „Du kennst meine Antwort, rühre nicht an meinen Entschluß, der unwiderruflich ist! Gerade, wenn Du in Zukunft auf Deine eigenen Kräfte allein angewiesen im

Digitized by Google

hatte schauen können. Dieser hatte an seinem Tisch gelehnt und offenbar geschlafen. Da war ein verzweifelter Plan in dem Verbrecher rege geworden. Kurz entschlossen hatte er sich mit einem kühnen Satze nach dem Balkon hinübergeschwungen; diesen hatte er glücklich erreicht, und nachdem er sich vergewissert, daß durch den jähen Anprall der Schlafende nicht geweckt worden war, hatte er sich an dem erleuchteten Fenster vorüber nach der Straßenseite schleichen wollen, um sich von dem Balkon auf diese herabzulassen.

Da aber, als er an dem offenstehenden Fenster vorübergeschritten, hatte sich seiner ein teuflischer Gedanke bemächtigt. Die Schilderung Schimmel's am vorhergehenden Nachmittage war ihm eingefallen und er hatte bei sich gedacht, daß, da nun schon einmal der Grabstichel, der nothwendig auf die Spur des Schlossers führen mußte, in der Brust des Ermordeten steckte, es auch nichts schaden könne, wenn er dem Schlafenden durch das offenstehende Fenster etwas von den geraubten Gegenständen auf seinen Arbeitstisch schob.

Eingehend schilderte Thomas, wie er die günstige Gelegenheit sofort erfaßt, sich nicht lange bedacht, sondern auf's Gerathewohl in die Tasche gegriffen und aus dieser einige Tausendmarkscheine und den größten Theil der Amethystkette herausgezogen habe. Vorsichtig habe er unter das zahlreich aufgestapelte Werkzeug die leicht zu versteckenden Gegenstände geschoben, ohne daß der tief und schwer Schlafende sich auch nur im Geringsten geregt habe. Dann habe er sich nach vorn begeben und, nachdem er sich davon überzeugt, daß weit und breit Niemand auf der Straße zu sehen war, sich vermittelst des ihm eine bequeme Gelegenheit bietenden Firmenschildes vom Balkon herabgelassen. Durch das aber immerhin verursachte Geräusch sei der Trödler aufmerksam geworden;

er habe verstohlen die Hausthüre geöffnet und seinen Komplizen in das Haus hinein gelassen.

Dort hatte Schimmel es fertig gebracht, Thomas zu bereden, den Raub einstweilen bei ihm zu verbergen, da man abwarten müsse, ob die Polizei nicht in den Besitz eines genauen Vermögensverzeichnisses kommen und etwa gar Warnungen erlassen werde. Richtig waren denn auch schon am zweiten Tag darauf, nachdem inzwischen Beck verhaftet worden, die Nummern der Tausendmarkscheine in den Amtsblättern veröffentlicht worden.

Thomas hatte nun doch das Gewissen ein wenig geschlagen und mit Zustimmung des Trödlers hatte er, um womöglich die Polizei wiederum auf eine falsche Fährte zu lenken, das Werthpacket mit dem bewußten Inhalt, der für sie doch werthlos geworden war, an Hedwig Beck abgeschickt. Er also war es gewesen, der in Kreuzlingen das Packet aufgegeben. Von dort war er dann direkt, von dem Trödler mit Geldmitteln versehen, nach der Residenz gefahren. Als ihn Schimmel unter allerlei Ausflüchten im Stich gelassen, war ihm nichts übrig geblieben, als auf eigene Faust wieder etwas zu unternehmen, und so hatte er den Betrug bei der Juwelierfirma versucht. Bei dieser Gelegenheit war er dingfest gemacht und zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden.

Seine ganze Hoffnung hatte darauf beruht, daß nach Verbüßung seiner Strafzeit ihm der Trödler seinen Beuteantheil ausfolgern, und er dadurch in den Stand gesetzt sein werde, in Amerika ein anderes Leben zu beginnen. Die enorme Anzahl der geraubten Goldstücke war ohne Zweifel ein unverfänglicher Besitz; hatte doch die Gerichtsbehörde keinerlei Anzeige wegen des geraubten baren Geldes veröffentlicht, also wahrscheinlich selbst keine Ahnung von dem Vorhandensein eines solchen gehabt. Der mißtrauische alte Baron hatte seinen Besitz höchst wahrscheinlich selbst

seiner Nichte und seinem vertrauten Diener gegenüber verschwiegen. Wie der gelähmte Mann sich die nur gar schwierig und mit Aufwendung von viel Zeit und Mühe anzuschaffenden Goldmünzen hatte besorgen können, ohne daß etwas über seine Liebhaberei zur Kenntniß der täglich um ihn anwesenden Personen gelangt war, mußte freilich ein unaufgeklärtes Geheimniß bleiben; hohe Wahrscheinlichkeit sprach aber für die Vermuthung, daß der vor Jahresfrist verstorbene Justizrath Braun, der Sachwalter und vertraute Freund des Ermordeten, Letzterem die Anschaffung der Münzen diskret vermittelt hatte.

Die Wuth des aus Rachsucht geständigen, sich von seinem Spießgesellen betrogen wähnenden Verbrechers kannte keine Grenzen, als der Kommissär ihm nach geschehener Protokollirung erklärte, daß Schimmel längst todt und begraben, und er von ihm — dem Kommissär — gründlich hinter das Licht geführt worden sei.

Noch an demselben Tage schickte Alberti einen telegraphischen Bericht an den Justizminister ab, um die Freilassung des unschuldig verurtheilten Beck zu bewirken. In dem ungesäumt nachfolgenden ausführlichen Berichte vergaß er auch nicht der außerordentlichen Geschicklichkeit Erwähnung zu thun, welche Kommissär Grösser an den Tag gelegt hatte. Der Letztere hatte denn auch die Genugthuung, bald darauf unter ebenso ehrenvollen wie vortheilhaften Bedingungen befördert und auf einen verantwortungsvollen Posten nach der Residenz berufen zu werden.

Zurückgekehrt hatte der Untersuchungsrichter dann mit dem ersten Staatsanwalt eine lange Unterredung. Beide Beamte gingen nochmals auf das Eingehendste alle Belastungsmomente, welche gegen Hugo v. Engler vorlagen, durch und kamen zu der Ueberzeugung, daß den Worten des Gefangenen angesichts der völlig veränderten Sachlage durchaus Glauben geschenkt werden müsse.

Durch das Geständniß war festgestellt worden, daß der Trödler an Krämpfen gelitten und gegen dieselben in winzigen Dosen Tikunagift einzunehmen sich gewöhnt hatte. Die Gerichtsärzte, welche die Secirung der Leiche vollzogen, hatten denn auch erklärt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach dem Tode selbst ein Krampfanfall vorausgegangen sei.

Eine Anklage gegen den jungen Baron wegen der von diesem eingestandenermaßen verübten Wechselfälschungen konnte aber schon aus dem Grunde nicht erhoben werden, weil Hugo das Vergehen gegen einen nahen Verwandten aufsteigender Linie begangen hatte und die strafrechtliche Verfolgung nur auf des Letzteren Antrag hätte eintreten können.

Schon am nächsten Tage wurde Hugo in Freiheit gesetzt, während der vor Wuth schäumende und heulende Thomas in der benachbarten Zelle untergebracht worden war.

Der überlistete Verbrecher richtete sich in seiner Raserei selbst. Als der Aufseher am nächsten Morgen die Zelle betrat, fand er Thomas todt vor. Der Unselige hatte sich mit seinem Handtuche erdrosselt.

Noch am Vorabende dieses Geschehnisses war eine telegraphische Ordre des Justizministers bei dem Untersuchungsrichter eingetroffen, welche den Befehl zu der vorläufigen Haftentlassung Beck's und die Weisung an denselben enthielt, einstweilen bis zur endgiltigen gerichtlichen Erledigung seines Prozesses zur Verfügung der Behörde zu bleiben.

In Begleitung Rudolph's fuhr Alberti persönlich nach Z., um dem unschuldig Verurtheilten die Ankündigung seiner wiedererlangten Freiheit zu überbringen. Sie trafen gerade im Gefängnisse ein, als der Weihnachtsgottesdienst in demselben zu Ende geführt worden war.

Der Direktor zeigte sich über die unverhofft schnell

eingetretene günstige Wendung in dem Geschick des hartgeprüften Mannes ebenfalls hocherfreut. Er ließ unverzüglich seinen bisherigen Gefangenen vorführen. In seiner und des Untersuchungsrichters Gegenwart verkündigte ihm der freudig bewegte Rudolph die zurückgewonnene Freiheit.

Weinend und schluchzend fiel Beck dem jungen Rechtsanwalt in die Arme. Er hörte kaum auf die beglückwünschenden Worte des Untersuchungsrichters, der näher getreten war und sich seiner diesmal ebenfalls angenehmen Amtspflicht entledigte, den Worten Rudolph's die amtliche Bestätigung folgen zu lassen.

Als Beck dann Arm in Arm mit Rudolph, ein freier Mann, nach herzlichem Abschied von dem Direktor die Anstalt verließ, da konnte er sich nicht halten, sondern er wußte weinen. Zum Glück war der Abend schon herabgesunken, und seine Freudenzähren wurden durch keinen neugierigen Blick entweiht.

Am Bahnhofe trennten die Beiden sich von Alberti. Der Letztere fuhr zurück, während Rudolph den in Freiheit Gesetzten nach der Residenz begleitete, um der dort weilenden, noch nicht von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzten Hedwig eine unvergleichlich schöne Weihnachtsfreude zu bereiten.

So geschah es denn auch.

Die Ankommenden trafen das junge Mädchen in ihrem kleinen, dunklen Stübchen. Mit wortlosem Entzücken hielt Hedwig gleich darauf den so langentbehrten, heißinnig geliebten Vater umfangen.

Rudolph stand feuchten Blickes daneben und ein Gefühl hohen, heiligen Glückes beschlich sein so lange Zeit hindurch schmerzgefoltertes Herz; er durfte sich sagen, daß es zum großen Theil sein Werk war, daß der Freigelassene in diesem Augenblicke seine Tochter umschlungen halten durfte. Dann kam die Reihe des Begrüßens auch an ihn.

Hedwig, die sonst so Besonnene, wußte sich vor freudigem Entzücken kaum mehr zu fassen. Sie weinte, lachte und schluchzte in einem Athem.

Es waren wonnige Stunden, welche die drei glückseligen Menschenkinder miteinander durchleben durften. Rudolph ging trotz der vorgerückten Abendstunde noch auf kurze Zeit aus und kaufte einen Baum. Beim brennenden Kerzenschimmer und einem ebenfalls mitgebrachten Glase feurigen Weines entflohen ihnen die Glücksstunden wie im Traume.

Auf Rudolph's Bitten kehrten Vater und Tochter mit ihm schon am nächsten Tage nach der Heimath zurück. Zwar graute es Beck davor, wieder unter die Augen Derjenigen zu treten, die ihn so lange Zeit hindurch schnöde verkannt und verdammt hatten, andererseits aber zog ihn tiefe Sehnsucht nach jenem unscheinbaren Hügel, unter welchem das treue Herz, das ihn im Leben über Alles geliebt, zu ewigem Schlummer gebettet worden war.

— — — — — — — — — — — —

Der alte Fabrikant Wichern hatte, noch ehe Rudolph zurückgekehrt war, bereits aus den Zeitungen das sensationelle Ereigniß der endlichen Freilassung Beck's und Hugo's vernommen.

Als Rudolph nun heimkehrte, wußte der alte Herr vor Verlegenheit nicht, wie er seinem Sohne begegnen sollte. Er war zu gerecht, als daß er nicht inzwischen zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß er in seinem Hochmuth zu weit gegangen und sich in den Augen seiner eigenen Kinder unwürdig benommen hatte.

Rudolph machte ihm die peinliche Aussprache, die nothwendig erfolgen mußte, über Erwarten leicht. In der glücklichen Weihnachtsstimmung, in welcher der junge Rechtsanwalt sich befand, hatte kein Groll in seinem Herzen mehr Raum.

Kaum war er seines Vaters ansichtig geworden, als er auch schon auf denselben zueilte.

„Frohe, glückliche Weihnachten, lieber Vater," begann er mit tiefbewegter Stimme. „Nun ist es Tag geworden und die Sonne scheint wieder. Freut es Dich nicht auch, Vater, daß Alles so gekommen ist?"

Da leuchtete es in den Augen des alten Herrn auf. Gerührt drückte er beide Hände seines Sohnes an seine Brust und hielt sie lange dort fest. „Rudolph, mein lieber Junge," begann er dann mit halb erstickter Stimme, „ich bin an mir selbst irre geworden, ich hätte nicht geglaubt, so kurzsichtig zu sein und —"

Rudolph ließ ihn nicht ausreden. „Irren ist menschlich, lieber Vater," sagte er. „Von Deinem Standpunkte aus hattest Du ja in mancher Beziehung Recht, aber ich mußte wiederum handeln, wie es mir Pflicht und Gewissen klar und bestimmt vorschrieben. Wie Du siehst, habe ich Recht behalten und" — er stockte — „und nun ist es doch nicht eitel Schimpf und Schande gewesen, was ich über Dein Haus gebracht habe."

Da leuchtete es fast auf in den Augen des alten Herrn. „Dein alter Vater kann stolz auf solch' einen Sohn sein, hast Dir einen berühmten Namen gemacht. Glückauf für die Zukunft, mein Sohn, nun kann Dir's nimmer fehlen! Die lohnendste Praxis ist Dir sicher, und — und daß Dein Glück ganz vollkommen sei," setzte er in innigem Tone hinzu, „dafür laß' nur Deinen alten Vater sorgen, ich bin Dir's schuldig, mein Junge. — Und nun komm' zu Deiner Schwester," brach er ab. „Sie ist auch glücklich, nur Eines beunruhigt sie, daß Hugo sich noch nicht bei uns hat sehen lassen. Vorhin hat sie übrigens einen Brief von ihm bekommen, sie ist damit nach ihrer Stube gegangen."

Als Vater und Sohn in Hildegard's Zimmer ein-

traten, fanden sie das junge Mädchen in seltsamer Gemüthsbewegung vor. Mit freudigem Aufschrei eilte Hildegard auf den eintretenden Bruder zu und umschlang dessen Hals. „Gott Lob, daß Du da bist," stammelte sie, als die erste Begrüßung vorüber war und der Vater die Geschwister allein gelassen hatte. „Du hast mir schon so viel zulieb gethan, daß Du mir sicherlich jetzt, wo sich Alles geklärt hat, auch noch ferner beistehen wirst."

„Gewiß, liebe Schwester, zähle getrost auf mich," sagte Rudolph. Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn. „Was ist es denn, das Dein Gewissensrath wieder vollbringen soll?"

Statt aller Antwort reichte ihm Hildegard, der plötzlich die Thränen wieder die Augen verdunkelten, einen Brief.

Rudolph erkannte Hugo's Schriftzüge und erstaunte nicht wenig, als er, den Inhalt überfliegend, wahrnahm, daß es ein Abschiedsbrief war, den der junge Baron an seine Braut gerichtet hatte.

„Verzeihe, meine theuerste Hildegard," las er, „wenn ich Dir nicht mehr vor die Augen zu treten wage, sondern diesen Weg vorziehe, Dir Lebewohl zu sagen. Liegt doch darin die härteste Strafe, welche ich über mich selbst zu verhängen vermag. Aber ich bin Deiner nicht mehr würdig. Es ist wahr, ich habe hart und schwer für mein Verschulden gebüßt, trotzdem aber wage ich nicht mehr daran zu denken, daß Dein Besitz mich jemals wieder beglücken könnte. Wie mir der Staatsanwalt sagte, ist es in der Zwischenzeit den unausgesetzten Bemühungen Deines Bruders gelungen, mir zu meinem Erbe zu verhelfen. Das ungetheilte Vermögen meines unglücklichen Oheims fällt endgiltig mir zu. Ich werde schon in wenigen Tagen dieses Land verlassen, in welchem ich mich durch eigenes Verschulden unmöglich gemacht habe. In ernster, redlicher

Arbeit will ich jenseits des Oceans mein Vermögen zu vermehren und ein braver, achtenswerther Mensch zu werden suchen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß, wenn ich mich bewährt habe und zu Dir zurückkehre, Du nicht mich, wohl aber mein schweres Verschulden vergessen hast. Bis dahin, theuerste, heißgeliebte Hildegard, lebe wohl.

Auf ewig Dein Hugo v. Engler."

Ein Aufleuchten ging über Rudolph's Gesicht. „Das ist ein wackerer Brief," meinte er, das Schreiben Hildegard zurückgebend.

„Er darf so nicht gehen," fiel ihm entschlossen das junge Mädchen in's Wort. „Mein Platz ist und bleibt an seiner Seite."

„Laß' mich zuerst allein mit ihm sprechen," bat Rudolph. „Ich werde versuchen, ihn zu Dir zu bringen, dann mögt ihr unter vier Augen das Richtige suchen und finden!"

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später legten Vater und Sohn denselben Weg zurück, den der alte Herr Wichern Wochen vorher gegangen, als er sich zu Hedwig begeben hatte.

Diesmal aber hatten nicht Hochmuth und Stolz seinen Sinn verhärtet; sondern diesmal kam er mit bittendem und friedfertigem Herzen.

Es war ein ergreifender Augenblick, als Andreas Wichern in das einfache, bescheidene Stübchen zu seinem alten, verkannten und vielgeschmähten Freunde eintrat; aber Beck machte dem Reumüthigen den ersten schlimmen Augenblick leicht.

Er trat zuerst auf den Anderen zu und streckte ihm beide Hände entgegen. „Vergeben und vergessen, alter Freund," sagte er in herzlichem Tone. „Danken wir Gott, der Alles so herrlich hinausgeführt hat!"

Der alte Herr mußte wiederholt zum Sprechen ansetzen, bevor er das richtige Wort fand. „Des Menschen stetes

Verhängniß bleibt der Irrthum," begann er dann in unsicherem Tone. „Kannst Du mir verzeihen, daß ich auch unter der Menge war, die Dich erbarmungslos gesteinigt hat?"

Der hartgeprüfte Mann unterbrach des Freundes demüthigendes Selbstbekenntniß. „Ich selbst zweifelte mitunter an meiner Unschuld," sagte er mit bebenden Lippen, „so furchtbar waren die wider mich angehäuften Scheinbeweise, so wenig hoffte ich jemals wieder freizukommen! Aber lassen wir die Vergangenheit mit ihren trüben Schatten. Nicht wahr, Hedwig, das ist auch Deine Meinung?" wandte er sich an seine soeben eintretende Tochter.

Diese begrüßte mit artigem, aber doch zurückhaltendem Gruße den alten Herrn, der ihr in einer bitteren Stunde so unsagbar wehe gethan hatte.

Andreas Wichern aber trat auf sie zu; er erfaßte ihre beiden Hände und schaute ihr tief in die Augen. „Hedwig," murmelte er mit gepreßt klingender Stimme. „Ich bin ein alter Mann, der nicht mehr weit vom Grabe hat, und darum kommt mir's vielleicht schwerer wie Anderen an, den steifgewordenen Nacken zu beugen und begangenes Unrecht einzugestehen. Ich habe Ihnen wehe gethan, ich weiß es wohl, aber Gott ist mein Zeuge, daß es nur aus mißverstandener Liebe für meinen Sohn geschehen ist. — Ich hielt Sie immer für ein braves, liebes, gutes und herrliches Mädchen. Sie sagten damals, wenn ich käme und wollte werben für meinen Sohn, dann sollte Alles vergessen und vergeben sein. Bleibt's bei der alten Abrede?"

Da ging es wie Sonnenschein über das Gesicht des jungen Mädchens. „Ja," hauchte sie und beugte sich auf die Hand des alten Herrn nieder.

Wie erschrocken aber wehrte Andreas Wichern sie ab und küßte sie auf die reine Stirn. „Und nun sei es wieder

wie in der alten, guten Zeit," sagte er, die Erglühende seinem Sohne zuführend. „Liebet euch, meine Kinder. Es ist ein köstlich Ding um die Liebe, nun hab' ich's auch begriffen, daß die Liebe Alles kann, Alles erduldet und erträgt. Gott segne euch!"

Die Liebenden aber hielten sich innig umschlungen.

Jenes reine und hohe Glück, das nur heilige und wahrhaftige Liebe zweien Menschenherzen zu verleihen vermag, lebte und webte in ihnen. Sie hatten sich gefunden, um nimmer von einander zu lassen in Freud und Leid, in Glück und Unglück.

Erst am anderen Morgen vermochte Rudolph sein der Schwester gegebenes Versprechen wahr zu machen und Hugo aufzusuchen. Er fand denselben in seiner früheren Wohnung, eifrig mit Packen beschäftigt.

„Ich habe bereits gehört, daß Sie Europa verlassen wollen," sagte er, dem Erröthenden die Hände schüttelnd. „Das ist nicht recht von Ihnen, Herr Baron, denn ich habe noch mit Ihnen abzurechnen und die Erhebung Ihres Vermögens wird noch die Erfüllung mancher Formalität nöthig machen."

„Es duldet mich nicht länger hier," gestand Hugo. „Es ist mir, als ob jeder Mensch verdammend auf mich herabschauen müsse. Wenn ich auch jetzt aller Schuld und Strafe ledig bin, die Erinnerung daran, daß nur mein Leichtsinn es gewesen ist, der dieses furchtbare Unglück über mich heraufbeschworen hat, vermag ich nicht zu bannen, sie schleift mir wie eine hemmende Kette am Fuße nach. Drüben in der Ferne, wo mich Niemand kennt, will ich Freiheit und Frieden suchen."

Rudolph hielt seine Hand gefaßt. „Das sind wackere, vernünftige Ansichten, die Sie nur ehren können, Herr Baron," sagte er in warmem Tone. „Aber Sie vergessen

Eines: daß Jemand lebt, der heilige Ansprüche an Sie hat und nicht verpflichtet ist, Sie so ohne Weiteres ziehen zu lassen. Hildegard verlangt nach Ihnen. Wollen Sie wirklich scheiden, ohne ihr wenigstens Lebewohl gesagt zu haben?"

„Sprach sie Ihnen nicht von meinem Briefe," murmelte Hugo.

„Ich las ihn."

„Und dennoch kommen Sie, um —"

„Ich komme, um Sie zu Hildegard zu bringen, Sie Kleinmüthiger," rief Rudolph lebhaft. „Wie wenig kennen Sie doch meine herrliche, unvergleichliche Schwester!"

„Und Sie glauben wirklich?"

„Kommen Sie, kommen Sie," drängte Rudolph.

Wie im Traume folgte ihm Hugo; er nahm kaum wahr, daß der Rechtsanwalt, um ihn den neugierigen Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, schon an der nächsten Ecke einen Wagen nahm.

Dann aber, als sie vor der Villa ausstiegen und nebeneinander über den schneebedeckten Parkweg schritten, da wollten die Füße den maßlos erregten Mann kaum mehr tragen.

„Ich bin Ihrer Schwester nimmer würdig," murmelte er und blickte Rudolph verstört an.

Dieser sah ihm aber mit warmer Herzlichkeit in die Augen. „So werden Sie ihrer würdig," versetzte er ermunternd. „Hildegard will Ihr guter Engel sein. Denken Sie immer daran, machen Sie meine Schwester recht glücklich, auch wenn Sie fern von uns weilen." —

Dann standen die Liebenden sich allein gegenüber.

„Hildegard, meine theure, süße Hildegard," schluchzte Hugo in maßloser Ergriffenheit auf. „Ist's denn Wahrheit, Du kannst mir verzeihen, Du willst die Meine sein und bleiben?"

„Bis in den Tod," hauchte das junge Mädchen, sich zärtlich zu ihm herabbeugend. „Nun soll uns nichts mehr scheiden. Ich gehe mit Dir als Deine treue Gefährtin."

In den Augen Hugo's leuchtete es auf. „Ich bin dieses Glückes unwürdig, Hildegard," stammelte er mit bebenden Lippen. „Es ist zuviel der Freude, zuviel der Wonne, die mit einem Male über mich hereinbrechen. Du willst es wirklich mit mir wagen, willst Dich mir anvertrauen, gehst mit mir in ein fernes, unbekanntes Land?"

Hildegard schmiegte sich nur noch inniger an ihn. „Ja ich gehe mit Dir, um nimmermehr von Dir zu scheiden," hauchte sie. „Voll frohen Muthes laß uns Hand in Hand dem Ziele zustreben, gute, pflichtgetreue Menschen zu sein. Thatvolles Ringen und Schaffen sei unser Loos. Denn, Geliebter, nur die Arbeit ist es, in der Du Dich wieder finden, die Arbeit ist der segensvolle, fruchtspendende Boden, auf dem Du unser dauerhaftes Glück erbauen wirst."

Ende.

Aus ewigem Eise.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

Ein rüstiger Fußgänger, im Lodenanzug, mit Rucksack und Bergstock und einem grünen Filzhut auf dem blonden Kopfe schritt schon ein paar Stunden an den rauschenden Wassern der Oetz entlang, ohne nur einem einzigen Menschen begegnet zu sein.

Herbert Pernau war ein junger Gelehrter, Geologe, aber augenblicklich hatte er die Wissenschaft an den Nagel gehängt und wollte einige Wochen lang nur seinem Vergnügen leben, herumwandern im schönen Land Tirol, bleiben, wo es ihm gefiel, sich den Leuten anschließen, die ihm paßten.

Vorläufig trug er noch kein Verlangen nach Gesellschaft; aber der Anblick eines Bauern mit brennender Pfeife im Munde würde ihn erfreut haben. Wir sind nun einmal die Sklaven unserer zu Bedürfnissen gewordenen Lebensgewohnheiten, und so verdarb dem jungen Touristen der Mangel eines Feuerzeuges einigermaßen den Genuß der einsamen Wanderung, und er dachte oft und schmerzlich an die Cigarren in seiner Brusttasche, die er nicht rauchen konnte.

Allmälig schämte er sich freilich, daß ihm die kleine

Entbehrung so schwer wurde, und ein so unbedeutender Mangel im Stande war, seine Gedanken abzulenken, die hier wahrlich über des Alltags Wünschen und Begehren emporwachsen konnten. Hier, wo Schneekuppen und Firnfelder über riesigen Felsmassen hervorleuchteten, wilde Wasserbäche von den Bergen herabrauschten, und die grünlichen, tosenden Wellen des Gletscherbaches sich bald durch thurmhohe Felsmauern zwängten, bald zwischen Tannengrün in sonneglitzerndem Fall thalabwärts schossen — in dieser Hochgebirgseinsamkeit mit ihrer gewaltigen Größe und herzbewegenden Schönheit!

Er warf den Rucksack ab und ließ sich eine Weile auf einem moosüberwachsenen Felsen nieder. Als Geologe nahm er gewohnheitsmäßig einen der abgebröckelten Steine in die Hand und prüfte die dem Thale eigenthümliche Formation des Hornblendeschiefers; aber während die Wasser mächtig an dem Felsen vorüber brandeten, verdämmerten ihm die Gedanken, und es kam jene Stimmung über ihn, in der man sein eigenes Ich vergißt, und die doch zu dem Besten gehört, das man im Leben genießen kann.

Das Aufschlagen einer eisernen Bergstockspitze und ein metallenes Klinkern rissen ihn aus der wonnigen Versunkenheit empor. An der Wegbiegung unter den Tannen erschien ein auffallend großer, sehr schlanker Mann, in einem dunklen Reiseanzuge mit einem Rucksack auf dem Rücken, auf den ein paar Steigeisen gebunden waren, die bei jeder rascheren Bewegung aneinander schlugen. Er ging mit gesenktem Haupt dahin und bemerkte den auf dem Felsen Rastenden nicht. Herbert aber dachte plötzlich wieder an seine langentbehrte Cigarre, sprang auf und sagte den Hut lüftend: „Mein Herr, darf ich Sie vielleicht um Feuer bitten?“

Der Angeredete fuhr jählings, wie in einem erstarren-

den Schrecken empor und blickte ihn einige Sekunden lang mit entsetzten Augen an.

„Wie — wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie? Feuer? Von mir? Warum gerade von mir? Nein! Ich kann Ihnen nicht dienen."

In seinem Ton, in seinem Gesicht war ein solcher Ausdruck qualvoller Bestürzung, daß Herbert sich durch die schroffe Abweisung nicht verletzt fühlen konnte, sondern bedauernd dachte: „Der Arme scheint geisteskrank zu sein!"

Aber im nächsten Augenblicke hatte auch der seltsame Fremde seine Fassung wiedergewonnen. Die Unruhe schwand aus seinen ernsten Zügen, und er sagte nun mit vornehmer Liebenswürdigkeit: „Ich bitte vielmals um Verzeihung, mein Herr. Ich habe leider die Eigenthümlichkeit, mich so von meinen Gedanken einspinnen zu lassen, daß ich mich förmlich erst zurecht finden muß, wenn ich plötzlich angesprochen werde. Ihr Auftauchen in der Einsamkeit hat mich in einer Weise erschreckt, die ich Ihnen nicht zu erklären vermag. Ich führe nun allerdings keine Zündhölzer bei mir, aber vielleicht können wir Ihnen dennoch dienen. — Laura!" rief er, sich umwendend, einer jungen Dame zu, die nun unter den Tannen auftauchte und sich während des Vorwärtsschreitens damit beschäftigte, auf ihren Strohhut einige Blumen zu stecken. Sie hatte kurzgeschnittenes, sehr dichtes, dunkles Haar; ihr Gesicht war nicht eben schön, aber von jugendlichem Reiz, der sich besonders offenbarte, wenn sie die grauen Augen aufschlug, die unter langen, dichten Wimpern und schwarzen, breiten Brauen sehr dunkel wirkten. Diese Augen blitzten so lebhaft aus dem braunen Gesicht hervor, als seien ein paar Sonnenfunken in den dunklen Kopf gezaubert. Sie trug ihr einfaches graues Kleid von wetterfestem Stoff hochgeschürzt, was an der schlanken Gestalt aber nicht unvortheilhaft erschien.

Nachdem ihr das Begehren des jungen Mannes mitgetheilt worden, suchte sie bereitwillig in dem Reisetäschchen, das sie an ihrem Ledergürtel hängen hatte, und zog eine kleine Schachtel mit Wachszündhölzern hervor, die Herbert lachend in Empfang nahm.

„Das ist wirklich originell, eine Dame um Feuer bitten zu müssen," sagte er. „Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Doktor Pernau."

Auch ihr Begleiter nannte seinen Namen: „Direktor Haidich." Dann schritt er wieder stumm mit gesenktem Haupte voraus, während der junge Mann sich an der Seite der Dame hielt. Man hatte ein gemeinsames Wegziel und den gleichen Schritt; man mußte wohl zusammen weiter wandern. Die Dame machte auch gar kein Hehl daraus, daß ihr Gesellschaft willkommen sei.

„Ich freue mich, wieder einmal eine menschliche Stimme zu hören," sagte sie lachend.

„Ihr Mann liebt es nicht, sich während des Gehens zu unterhalten?"

Sie sah lächelnd zu ihm auf und rief rasch: „Nicht mein Mann — mein Bruder! O, er kann entsetzlich schweigen, Tage lang, wenn ich ihn nicht durch mein Geplauder quäle."

„Sie gleichen Ihrem Bruder gar nicht, mein Fräulein!"

Der Mann war blond, hatte langgestreckte, regelmäßige Züge und bleiche Wangen. Der Form nach war sein Gesicht viel schöner als das seiner Schwester, das man indeß um seines lebhaften und freimüthigen Ausdruckes willen doch lieber betrachtete.

„Wir sind Stiefgeschwister," erklärte sie mit der Natürlichkeit und Unbefangenheit, die Herbert gleich im ersten Moment sehr gefallen hatten. „Man sieht es meinem Bruder ja auf den ersten Blick an, daß er von vornehmerer Abkunft ist, als ich. Seine Mutter war eine

Adelige aus altem Geschlecht und hat ihm den edlen Gesichtsschnitt, die hohe Gestalt vererbt. Ich dagegen bin eine ganze, echte Plebejerin."

Ihre Züge sahen ungemein lustig aus, wenn sie lachte; die Nasenflügel schoben sich in die Höhe, drollige Grübchen bildeten sich in den Wangen, nnd die etwas kurze Oberlippe ließ eine Reihe weißer, gesunder Zähne sehen. Es schien unmöglich, ihrem Lachen zu widerstehen.

„Ach, es hat auch etwas Gutes," fügte sie dann ernster hinzu, „daß meine Mutter ein schlichtes Bürgerskind gewesen ist; sie hat mir statt der zarten Haut und der feinen Züge ein sanguinisches Temperament und eine gesunde Lebenslust hinterlassen, mit denen ich beständig ankämpfen muß gegen Reinald's Melancholie, die sich seit einigen Jahren erschreckend gesteigert hat. Eine Schwere und Müdigkeit lastet auf ihm, als trüge er im Blute die Erinnerung an all' das, was seine mütterlichen Ahnen in tausend Jahren durchlebt und durchlitten haben."

„Ich gestehe, das Wesen Ihres Bruders hat im ersten Momente etwas Befremdendes," sagte Herbert, dem das seltsame Erschrecken des Mannes nun wieder in die Erinnerung trat.

„Die Aerzte haben ihm Gebirgsluft und Bewegung angerathen. Er ist Direktor eines großen Kunstverlages, der einer Aktiengesellschaft angehört. Sein Geschäft bringt mannigfaltige Aufregungen und hält ihn natürlich viel im Bureau fest. Nun wollte er im Sommer allein in die Berge wandern; aber das gab ich nicht zu. Die Einsamkeit ist Gift für ihn, so sehr er sich auch darin gefällt."

Als man den Weiler Vent, das Wegziel für den Tag erreichte, lag das Thal in flammender Abendsonnengluth. Laura schaute voll Entzücken zu den röthlich überhauchten Schneefeldern empor; ihr Bruder starrte, wie peinlich

berührt von der Licht- und Farbenfülle, zu Boden. Erst als er mit den Führern den Jochübergang, den er am nächsten Morgen vorhatte, besprach, wurde er beredt, und die düstere Verschlossenheit, welche Herbert zurückgestoßen hatte, wich von ihm. Mit wahrer Begeisterung sprach er von dem wunderbaren Weg durch die Eiswelt über das Taufkarjoch und den großen Mittelbergferner hinab in das Pitzthal.

Auch seine Schwester schien von der Aussicht, fünf Stunden über Eis zu wandern, nicht erschreckt, und ihre Augen blitzten voll Unternehmungslust. In fröhlicher Geschäftigkeit lief sie in die Küche, um sich von der Haushälterin des Kuraten, der in Vent die Fremden beherbergt, die nöthigen Vorräthe für den nächsten Tag zurecht richten zu lassen.

Als sie wieder in die Gaststube zurückkehrte, bemerkte der junge Geologe: „Sie haben doch nichts dagegen, mein Fräulein, wenn ich mich Ihnen morgen anschließe? Ich habe eben Ihren Herrn Bruder um die Erlaubniß gebeten, da der Jochübergang mich lebhaft interessiren würde.“

Ueber Laura's Wangen war ein rasches Roth der Verlegenheit geflogen, und sie schaute zweifelnd auf ihren Bruder. Es schien sie sichtlich zu überraschen, als Doktor Pernau hinzufügte: „Herr Direktor Haidich ist mit meiner Begleitung einverstanden. Hoffentlich scheint Ihnen meine Gesellschaft nicht lästig, mein Fräulein?“

„Nein, o gewiß nicht!“ gab sie schnell zurück.

Als man sich nach einem ganz heiteren Abend trennte, sagte Laura an der Thüre ihres Schlafzimmers lachend zu ihrem Bruder: „Ich weiß, warum Du Dich gegen die Bitte des Herrn Doktors nicht ablehnend verhalten hast. Er trägt einen Ehering am Finger. Einen unverheiratheten Mann hättest Du gewiß nicht mitgenommen,

aus Angst, er könnte sich in mich oder ich mich in ihn verlieben."

„Meinst Du?" frug er düster, und es war eine tiefe Falte auf seiner Stirne.

Sie aber schaute voll Uebermuth zu dem Bruder auf. „O, er gefällt mir recht gut, Reinald. Er sieht aus wie ein alter Germane mit seinem hellblonden Vollbart, seinen blauen Augen und seiner Hünengestalt! Wenn der blonde Mann nun Wittwer wäre?" fügte sie schalkhaft hinzu.

„Nein. Ich frug ihn. Er ist verheirathet?"

„Du frugst ihn wirklich?" lachte sie auf. „O, Du brauchtest nicht so besorgt zu sein. In meinem Touristenanzug bezaubere ich keinen, und die Gletscherluft wird mich vollends zur Rothhaut brennen! Aber ich freue mich dennoch auf morgen, o sehr! — Schlaf wohl, Reinald!"

„Wenn ich kann. Gute Nacht!"

Es war ein schmerzlicher Ausdruck in seinem Gesicht, der sie zwang, sich noch einmal umzuwenden. „Wenn Du nur einmal wieder lachen würdest! Wenn ich nur meine Gesundheit und meinen Uebermuth mit Dir theilen dürfte!" sagte sie, ihm zärtlich über den Bart streichend und die rothen Lippen seinem Munde nähernd.

Aber er wendete sich hastig von ihr ab, und es war ein nervöses Zucken in seinem Gesicht, als er wie unwillig murmelte: „Geh' schlafen, Laura! Es ist Zeit!" —

Der Mond stand noch am Himmel, als am nächsten Morgen die beiden Führer sich einfanden und zum Aufbruch mahnten. Herbert hatte noch nie eine größere Bergtour in Damengesellschaft gemacht, und es war ihm ein neuer, herzerfreuender Anblick, in der schönen Einsamkeit, in der feierlichen Dämmerung das schlanke Mädchen im kurz geschürzten Kleid, mit dem großen Bergstock, den sie gewandt zu brauchen wußte, vor sich emporklimmen

zu sehen auf dem schmalen Wege, der rasch ansteigend aufwärts führte zu den noch von Nebel umhüllten Höhen.

So wortkarg und verschlossen der Bruder war, so freimüthig und offenherzig war die Schwester. Reinald öffnete die Lippen nicht; sie war auch während des Gehens zum Plaudern geneigt.

„Warum haben Sie Ihre Frau nicht mitgenommen?“ frug sie plötzlich den Begleiter.

Er zögerte mit der Antwort. „Sie irren, mein Fräulein, wenn Sie voraussetzen, daß jede Dame sich dreitausend Meter über die Meeresfläche hinaufwagt.“

„O, dann müßten Sie eben bei Ihrer Frau im Thal unten bleiben. Ist sie nicht beleidigt, wenn Sie sie allein lassen?“

„Nein!“

„Sind Sie schon länger verheirathet?“

„Nein, ganz kurz; das heißt ein Jahr.“ Er suchte das Gespräch abzubrechen, und seine Antworten waren in so zurückhaltendem Tone gegeben, mit einem so bemerkbaren Unbehagen, daß es Laura taktlos erschien, dieses Thema berührt zu haben.

Sie gingen eine Weile schweigend dahin. Sie dachte: „Er scheint nicht glücklich zu sein in seiner Ehe! Wie schrecklich das sein muß! Für immer aneinander gebunden und unglücklich, nach einem Jahre schon! Wie viele traurige Ehen es doch gibt! Ich hätte nicht den Muth, mich zu verheirathen.“

Es war nur eine Fortsetzung dieses Gedankenganges, wenn sie nun, zu ihrem Bruder emporblickend, der schon etwas höher stand und mit seinen traurigen Augen zu ihr herabgrüßte, bemerkte: „Ich glaube, solche Geschwister, wie wir Beide, sind selten! Erinnern wir nicht fast an die von Goethe? Nur daß wir richtig Bruder und Schwester sind, und daß ich es gar nicht begreife, wie die Mari-

anne es so wenig leiden kann, wenn sich ein paar Leute lieb haben, und es kommt heraus, daß sie verwandt oder Geschwister sind. Nein, im Gegentheil! Mir ist es ein beruhigender Gedanke, daß mein Bruder keine Frau nehmen will; ohne alle Unruhe und Aufregung habe ich meinen Lebenszweck und bin froh, daß er mich immer an seiner Seite behalten mag. Meinen Bruder kenne ich; an einen anderen Mann müßte ich mich erst gewöhnen."

„Das ist allerdings eine seltene Anschauung. Nach meiner Meinung besitzt jeder Mann vor jeder Frau mehr Nimbus, als vor den Augen der Schwester."

„Ja, wenn man zusammen aufgewachsen ist und Zeuge jedes dummen Streiches war, den der Bruder in seinen grünsten Jahren machte, dann sehen die Schwestern auch selbst in dem gereiften Bruder immer noch den dummen Jungen von ehehedem. Aber ich habe Reinald erst als Mann kennen gelernt. Er ist bedeutend älter als ich, so daß es mir nicht schwer wurde, mich ihm unterzuordnen, und er fand es selbstverständlich, sich meiner als treuer Beschützer anzunehmen, nachdem ich zur Waise geworden war."

Sie unterbrach ihr Geplauder mit einem Ausruf der Bewunderung: „O wie schön!"

Die höchsten Felsspitzen und Eiszacken, die man von hier aus überschaute, waren von einem rosigen Schimmer umflossen und leuchteten warm aus den blauen Dämmerungsschatten hervor, während der Mond noch am Himmel stand, und ein paar bleiche Sternchen noch an dem sich blauer färbenden Gewölbe schimmerten. Rasch stieg das sieghafte Licht empor, und immer farbenreicher, immer lebenswärmer wurden die Töne auf den Bergriesen, die es traf.

In solcher Morgenstunde, so fern von der schlummernden Welt, fühlen die Menschen sich rasch einander nahe

gerückt. Es fallen die Schranken, mit welchen der gesellige Verkehr in der Stadt die Herzen einengt. So stellte der junge Mann denn an das Mädchen, das er gestern zum ersten Male gesehen, eine Frage, die er in einem Salon nicht so rasch gewagt haben würde.

„Sie glauben, mein Fräulein, daß es Ihnen gelingen würde, in aller Zukunft nur für den Bruder zu leben?"

„Warum nicht?" erwiederte sie unbefangen, und ihr erstauntes Lächeln, ihr klarer freier Blick verriethen, daß sie noch nie von einer heißeren Empfindung gestreift worden war, daß ihr Herz noch in friedlichem Kindesschlummer lag.

Er schaute ihr mit unverhohlener Freude in das frohe, lachende Gesicht mit den heißen Wangen. „Sie haben die offensten, wahrsten Augen, mein Fräulein, die ich je gesehen habe," sagte er. „Ich glaube, vor Ihnen wäre es unmöglich, zu heucheln. Die kleinste Lüge erscheint wie ein Verbrechen."

Er schien noch mehr hinzufügen zu wollen, ein Wort schwebte auf seinen Lippen, während er zögernd den Bergstock in die Erde stieß und sich mit dem Hut fächelte, aber der Führer trat zu ihnen, um dem Mädchen behilflich zu sein.

Der Weg führte nun über nacktes Gestein, zerbröckelte Schieferplatten, abgespülten Felsgrund, durch den da und dort ein milchweißes Wässerlein herabschäumte, bis an die Grenze des ewigen Schnee's. Hier wurden die Augen durch die Gletscherbrille vor dem grellen Lichte geschützt, das die höher steigende Sonne über das überschneite Eisfeld ergoß. Ein Anseilen war vorläufig noch nicht nöthig.

Schweigend klomm die kleine Gesellschaft empor; die dünnere Luft der Höhe machte sich fühlbar; schwerer wurde die Last des Körpers. Nur Reinald blieb immer voran, wie von einem Fieber vorwärts gejagt, das ihn gegen jede Beschwerde unempfindlich machte.

Als man die Jochhöhe des Taufkars erreicht hatte und sich auf einem Felsblock niederließ, der als einsamer dunkler Punkt aus endlosen Strecken von Eis und Schnee aufragte, da faßte er zärtlich die Hand der Schwester und öffnete zum ersten Male an dem Morgen die Lippen.

„Ist das nicht schön, groß, gewaltig? Nirgends mehr Farbe! Nur das herrliche, kühle, klare Weiß! O, das thut wohl! Ich fürchte, ich bin oft ein übellauniger Gefährte für Dich gewesen, Laura. Du mußt es mir verzeihen. Ich war krank. O Du weißt gar nicht, wie es mir oft zu Muthe ist!"

Er seufzte tief auf wie aus schwerbedrückter Brust, und seine Augen, die eben noch einen Moment in Bewunderung aufgeglänzt hatten, wurden wieder düster und starr. Ohne Scheu vor dem grellen Licht schienen sie sich mit einer wahren Wollust zu versenken in die weite, weiße Oede, die um sie her lag. Ein solcher Ausdruck der Qual war auf den ernsten Zügen, die sich trotz der heftigen Anstrengung des Steigens nicht erhitzt hatten, daß Herbert ein wachsendes Mitleid empfand mit dem Manne, der ein geheimnißvolles Weh bis auf diese weltferne Höhe schleppte, ohne ihm entfliehen zu können.

Herbert verstand es nicht, daß es eine Sorge, eine Last geben könne, die man nicht einmal hier abzuschütteln vermöchte. Die Luft war so klar, der Himmel von einem so tiefen, satten Blau! Die silberglitzernden Eiskolosse des Oetzthales, die sich vor ihren Augen emporthürmten, umfloß ein so berückender Schönheitszauber! Er hätte nur so hinausjauchzen mögen.

Er hatte Alles vergessen, was vor, was hinter ihm lag, lebte nur in der sonnigen Gegenwart, sah nur das lustige Gesicht seiner Reisegenossin, die seine übermüthige Stimmung voll zu theilen schien.

„Ich fühle ein angenehmes Gruseln," sagte sie, als

nun die Führer, die zum Weitermarsch mahnten, weil sich sonst der Schnee zu sehr erweiche, ihr das Seil um den Leib schlangen.

Langsam, mit dem Stocke prüfend, wohin er trat, auf jede Bewegung der ihm Anvertrauten achtend, ging der wackere Führer Jakob, ein blonder, wettergebräunter Mann, voran; dann Reinald, hinter ihm Laura, gefolgt von Herbert und dem zweiten Führer mit seinem dunkeln Tirolerkopf.

Unabsehbar dehnte sich vor ihnen der zerklüftete, von Schnee bedeckte Mittelberggletscher aus. Ringsum unter der blauen Unendlichkeit des Himmels die weiße Unendlichkeit, aus der die kühne, wie in Titanentrotz emporgethürmte Wildspitze hervorragte! Wie ein flüchtiger Hauch des Lebens tanzten die Schatten der fünf Angeseilten über die gleichförmige, große, einsame Winterwelt. Zuweilen mußte man in weiten Windungen eine breite Kluft umgehen, oft über eine schmalere hinwegspringen oder sie auf einer Eisbrücke überschreiten.

Ein kraftvoller Trotz kommt über den Menschen in dieser herben Natur, die so bereit wäre, ihn in souveräner Gleichgiltigkeit zu verschlingen. Das Lebensgefühl steigert sich, und doch hat das Herz keinen Schlag der Angst und die Nerven zittern vor keiner Gefahr: die Höhenluft stählt.

Laura hatte erst eifrig mit dem Doktor geplaudert in einem Uebermuth, den man nur auf solcher Höhe empfinden kann; allmälig aber empfand sie doch eine leise Müdigkeit, denn es war ein anstrengendes Waten durch den Schnee, den die Sonne erweicht. Sie träumte, mechanisch die Füße in die Stapfen des Bruders setzend, von Nordpolfahrern, die sich so, Schritt für Schritt, vorwärts mühen, als ein heftiger Ruck am Seil sie fast zu Boden riß.

Der voranschreitende Führer war vor ihren Augen in einer vom Neuschnee versteckten Spalte verschwunden, als habe ihn die Eiswelt verschlungen.

Doch so geistesabwesend Reinald bisher gewesen war, in diesem Augenblicke zeigte er volle Ruhe. Mit gewaltiger Kraft riß er an dem Seil den Versunkenen empor, der sich mühsam heraufarbeitete; nach ein paar Sekunden schon tauchte der blonde, bärtige Kopf über den Schnee empor und nach einer Weile stand der Mann wieder auf seinen Füßen.

„Länger als eine Viertelstunde hielte man es da drunten nicht aus!" betheuerte er.

„Sie meinen, daß man vom Herzschlage getroffen würde?" frug Reinald mit großem Ernst.

„Freilich, Herr, wenn man so aus der Gluthhitze hinunterkommt in die Eiseskälte."

„Es hat Mancher einen schlimmeren Tod!"

Die Worte Reinald's waren in so düsterem Tone gesprochen, daß sie seinen Begleitern lange noch im Ohr klangen, als man wieder weiterschritt durch Schnee und Sonne; an weitklaffenden Eisspalten vorüber, in deren Tiefen es krystallhell schimmerte, als schaute man erstarrte, weißgekrönte Wellenkämme.

Es war eine wonnige Mittagrast, als man das harte Gestein wieder erreicht hatte und sich hier zu einem Imbiß niederließ, während die Führer das Seil zusammenrollten, denn der Gletscherabsturz, der sich hier wild zerklüftet und steil nach Mittelberg hinabsenkt, wird umgangen in einem weiten Wege über die Moräne.

Laura hatte aus ihrem Reisetäschchen einen silbernen Becher genommen und ließ ihn von dem Führer mit Wein füllen.

„Dieser Becher ist mein Taufgeschenk! Ach, der guten, ängstlichen alten Tante hätte geschwindelt, wenn sie geahnt hätte, wohin ihr Pathenkind einst die Gabe schleppen würde! Sie hatte freilich auch keine Ahnung, wie herrlich hier oben ein Trunk schmeckt! Ich bin so glücklich, Reinald! Ganz unbändig glücklich!"

„So glücklich bist Du?“ wiederholte er und sah ihr mit seinen düsteren Augen in das heiße Gesicht, von dem sie Brille und Schleier genommen hatte, und in dessen Augen die Sonnenfunken noch heller blitzten als drunten.

„Du schaust mich an, Reinald, als sähest Du mich zum ersten Male! Was hast Du doch?“

„O nichts — nichts! Laß Dir durch mich die Stimmung nicht verderben — niemals, Laura, ich bitte Dich! Ein lustiges Menschenkind, wie Du, das ist so viel werth in dieser düsteren Welt!“

„Ja, es lebe die tapfere, frohe Reisegenossin!“ rief Herbert begeistert, indem er aus Laura's Händen den Becher nahm.

Ihre Augen begegneten sich. Wie ein Schatten flog es plötzlich über ihre Heiterkeit, als sie sich besann, daß weit draußen, tief unten im Thal, eine Frau wohnte, die sich vielleicht in heimlichem Sehnen verzehrte nach dem Manne, der so lachend und wohlgemuth an ihrer Seite saß.

Als Laura ihr Reisetäschchen wieder an den Gürtel hängen wollte, hielt ihr Bruder es fest.

„Suchst Du etwas?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte er, fast erschrocken, schloß es rasch und beeilte sich, es ihr festzuhaken.

Man schritt weiter in schwüler Mittagsgluth, während eine Wolke, die von Westen über die Berge gezogen war, sich rasch näher, schwärzer heranschob. Die Führer drängten zur Eile.

Man war nur eine kurze Strecke gegangen, als Reinald zurückblieb, um, wie er sagte, an seinem Schuh, der ihn drückte, eine Aenderung vorzunehmen. Er hatte dem Führer bedeutet, voranzugehen; er kenne den Weg und werde folgen. Da man einen vortretenden Felsgrat hinabgestiegen war, konnte man nach dem Wandergenossen nicht zurückblicken, und man war ein gutes Stück thalabwärts ge-

klettert, als Herbert plötzlich sagte: „Wo ist Ihr Bruder hingerathen, Fräulein. Er müßte uns schon eingeholt haben. Er geht sehr rasch."

Die Wanderer standen still und horchten; aber man hörte nur das dumpfe Rauschen des Gletscherbaches. Einige Minuten lang harrte man schweigend, die Augen auf das weite, graue Gestein gerichtet, auf dem nur Wolkenschatten hin und her flogen. Kein Tritt, kein Aufschlagen eines Bergstockes, kein Abrollen eines Steines, kein einziges Zeichen, das auf die Nähe eines Menschen hätte schließen lassen.

Man rief. Dann abermals — lauter, ungeduldiger. Nur ein fernes Echo wiederholte den Klang.

„Der Herr wird doch nicht über den Gletscher hinunter sein!" bemerkte einer der Führer. „Er hat mich wohl gefragt, warum man den Umweg über die Moräne mache; er sei schon einmal über den Gletscher hinunter, hat er gesagt."

„Wir wollen Alle zurück!" rief Laura. „Vielleicht kann ich meinem Bruder zurufen, ihn bitten, umzukehren! Mir zu Liebe thut er's!"

„Das geht nicht!" entgegnete der blonde Führer sehr energisch. „Umkehren geht nicht. Wir können froh sein, wenn wir hinunterkommen, ehe das Wetter losgeht! Hören Sie nur, Fräulein, es donnert schon! Der Benedikt geht Ihrem Bruder nach. Wir aber machen, daß wir weiter kommen."

Näher, lauter grollte der Donner. Auf Laura aber drückte die Angst um den Bruder und sie, die bisher keiner Hilfe bedurft, war nun dankbar, wenn Herbert ihr die Hand reichte, und sie sich bei einer besonders steilen Senkung auf seinen festen Arm stützen konnte. Ihr Herz bebte, und ihre Füße zitterten. Immer wieder glitten ihre Augen mit einem Ausdruck des Grauens hinüber auf die Eismassen des Gletscherabsturzes zur Linken, die nun

ernst und düster aus dem Berg und Thal einhüllenden Grau hervorleuchteten. Die Sonne, die den ewigen Winter dieser starren Welt mit Glanz übergossen, war verhüllt, und nun erschien sie in ihrem finsteren, grausamen Ernst.

Noch einmal mußten die Wanderer das Eis betreten, beim letzten, mühsamen Abstieg über die Gletscherzunge. Da der Führer zum raschen Fortschreiten antrieb, legte Herbert dem Mädchen den starken Arm um den Leib, damit sie bei dem raschen Marsch nicht auf der glatten Fläche ausgleite.

Dann war das Thal erreicht, und bald darauf auch die zwei Holzhäuser von Mittelberg, wo eine hübsche Tirolerin mit munteren, braunen Augen die Wanderer willkommen hieß und fragte, ob das Fräulein ein Zimmer wünsche und welche Stärkung sie begehre. Aber Laura war nicht zu bewegen, die kleine, niedere Thüre zu verlassen, von welcher aus sie den Weg überschauen konnte. Hier stand sie im Flur mit glühenden Wangen und angstvollen Augen und wies Rast und Erfrischung zurück.

„Ich kann nicht, ich danke Ihnen!“ erwiederte sie dem in sie dringenden Pernau. „Der Hals ist mir wie zugeschnürt. Wenn Reinald wieder hier ist — dann!“

Das gefürchtete Unwetter war noch immer nicht losgebrochen, aber es zeigte sich, daß weit weniger die Sorge vor Blitz und Sturm, als die Angst um seinen Kameraden und um den waghalsigen Fremden den Führer zu seiner Eile veranlaßt hatte. Er warf den Rucksack ab und sagte: „Ich geh' gleich wieder dem Benedikt entgegen. Nur g'schwind ein Glas Wein, Moidel!“

Ehe er es noch geleert, hörte er aber einen lauten Schreckensschrei von den Lippen der Städterin, die draußen an der Thüre lehnte. Ihre spähenden Augen hatten eine Männergestalt entdeckt, die rasch auf die Hütte zueilte.

war der Führer Benedikt. Er war allein.

„Es müssen Alle mit, alle Führer, die da sind!“ keuchte er athemlos hervor. „Der Herr ist verschwunden! Wir müssen ihn suchen.“

Laura schrie auf. „Ich will mit! O kommen Sie schnell — kommen Sie!“

Herbert hatte Mühe, ihr den Entschluß, den Männern zu folgen, auszureden. „Sie können nicht nützen, Fräulein, nur hindern. Ich will statt Ihrer die Leute begleiten, sie anfeuern, und wenn wir den Bruder gefunden haben, dann bringe ich Botschaft so rasch, als mich die Füße tragen. — Wissen Sie denn gewiß, daß der Herr über den Gletscher herunterging?“ wendete er sich mit plötzlicher Hoffnung an Benedikt. „Kann er sich nicht verirrt haben in der Moräne?“

„Aber ich bin ihm ja nach, Herr, ich habe ihn erreicht und ihm vorgestellt: er müsse sich anseilen lassen. ‚Nein!‘ sagte er. ‚Thun Sie's um meinetwillen, Herr, wenn Sie es für sich nicht wollen!‘ bat ich, indem ich das Seil losmachte, um es um seinen Leib zu schlingen. Da hat er ein Messer herausgezogen: ‚Ich schneide das Zeug entzwei, wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen! hat er geschrieen. Es ist etwas so Unheimliches in seinem Gesicht gewesen, man hätt' sich fürchten können. Dann ist er vor mir her. Nie habe ich einen Menschen so dahinrennen sehen, auf solchem Weg! Ich kann auch laufen, Herr, aber ich bin ihm nicht nachgekommen, und bei den Felsen ist er mir im Nebel aus den Augen geschwunden. Ich bin seiner Spur nach, bis ich sie nicht mehr gesehen hab'. Geschrieen hab' ich, aber keine Antwort bekommen. Dann bin ich zurück, um die Anderen zu holen.“

Die Führer, die von der Heuarbeit auf den Bergwiesen weggeholt worden waren, liefen bereits, mit dem Jakob an der Spitze, dem Gletscher zu, während Herbert noch dem Bericht Benedikt's lauschte. Er hoffte nun kaum noch

auf eine Rettung des Tollkühnen, der wie im Wahnsinn über den Gletscher dahingerast war, und sein Herz rieth ihm, bei dem Mädchen zu bleiben in dieser Stunde tödtlicher Angst und Beklemmung, statt einem Verlorenen nachzuspüren; aber er wollte nicht feige erscheinen vor Laura's Augen. So griff er denn nach dem Bergstock, um sich den Suchenden anzuschließen.

Aber als er schon an der Thüre war, sprang Laura plötzlich empor, eine eiskalte, kleine Hand legte sich auf seinen Arm, wie sich anklammernd in besinnungslosem Schmerz. Die Augen, in denen der Sonnenglanz erloschen war, die nun groß und dunkel aus dem von der Schneeluft gerötheten Gesicht hervorbrannten, zu ihm aufrichtend, deutete sie auf ein Notizbuch in ihrer Hand, das sie eben aus dem Reisetäschchen hervorgenommen zu haben schien, und brachte lange kein Wort über die Lippen. „Das hat mein Bruder mir in die Tasche geschoben — es ist Geld — sein Reisegeld in österreichischem Papier — und hier steckt ein Brief darin: an mich. Also er hat's gewußt, gewollt!"

Sie ließ sich von Herbert in die Stube führen, ein holzvertäfeltes, niederes Gelaß mit einem großen, weiß angestrichenen, runden Ofen und einem Ahorntisch in der Ecke. Auf der Ofenbank sank sie nieder; von Fieberschauern durchrieselt vor physischer Ermüdung und seelischer Aufregung; unfähig zu denken, sich zu regen. Ueber die Stube breitete sich ein rasch wachsendes Dunkel, durch das Blitzlichter zuckten; der Sturm rüttelte an den kleinen Scheiben, und das Holzhaus schien zu erbeben unter seinen Stößen.

Herbert saß stumm dem Mädchen gegenüber. Er hätte ihr gerne ein Wort des Trostes, der Hoffnung gesagt; aber er war selbst so erschüttert von dem Ereigniß, das plötzlich mit einem so schrillen Riß das Lachen von diesen

jungen Lippen verdrängt hatte, daß er keinem lichten Gedanken Raum geben konnte.

Plötzlich schien sich Laura wieder zu besinnen, an den Brief zu erinnern, den ihre Hände krampfhaft umschlossen; sie zerriß hastig die Hülle und las:

„Meine liebe Schwester! Wenn Du dieses Blatt in die Hände bekommst, habe ich mir mein Todesurtheil gesprochen und hoffe, das Geschick ist gnädig, und Du liest die letzten Worte eines Erlösten. Wann ich meinen Entschluß ausführe, noch weiß ich es nicht. Ich möchte Dich in Sicherheit und geborgen wissen, ehe ich mich von Deiner Seite fortstehle. Verzeih' mir, Schwester, wenn die Qual des Lebens mir plötzlich so unerträglich wird, daß ich meine Pflichten gegen Dich vergesse und Kühlung suche für die Gluthen in mir — eine Kühlung, die bis an's Herz geht. Darum will ich Dir meine Beichte niederschreiben, Dir für alle Fälle das Bekenntniß zurücklassen, warum ich sterben mußte!

Du hast meine schwere Melancholie das Vermächtniß meiner mütterlichen Ahnen genannt, Laura. Ein Irrthum, Kind. Sie ist eine ganz individuelle Krankheit, geboren aus eigener Schuld, mitten aus der Gegenwart heraus. Glaube mir, Gewissensangst ist keine leere Fabel. Sie hetzt mich in die Eiswelt — in den Tod! Noch heute, als der junge Doktor sich mit der harmlosen Bitte um Feuer an mich wendete, war mir's doch, als sähe ich ihn, mein Opfer, mich höhnend, mich herausfordernd! — O Laura, das Furchtbare, das mein Leben zerstört, es sagt sich in wenigen Worten. Du weißt, ich war in Wien vor zwei Jahren, damals, als der furchtbare Theaterbrand die ganze Welt mit Entsetzen erfüllte. Aber Du weißt nicht, daß auch ich an jenem Abende im Theater war. Ich habe es Dir wie jedem Menschen verschwiegen, weil ich nicht daran gemahnt sein wollte, weil ich vergessen

wollte. Aber so etwas kann man nicht vergessen. — Ich hatte einen Bekannten aufgefordert, mich zu begleiten. Er hieß Leo Schweighart und war ein kluger, liebenswürdiger junger Mensch, der sich aus armseligen Verhältnissen bewunderungswürdig emporgearbeitet hatte. Wir saßen nebeneinander im Parquet. Ich war einer der Ersten, der die Gefahr erkannte; ich sprang empor und riß meinen Freund mit mir fort. Wir hatten Eckplätze gehabt, und so erreichten wir rasch den Gang. Hier aber begann in dem grauenvollen Dunkel ein verzweifelter Kampf um das Leben. Es waren nicht mehr Menschen, die sich in Erstickungsnoth und Todesangst zerrten, quetschten, umklammerten — es waren rasende Bestien. Da ich die Meisten fast um Hauptes länge überragte, war ich nicht verschlungen worden von dem wirren Menschenknäuel; ich bahnte mir meinen Weg. Leo aber war von kaum mittelgroßer Gestalt, zierlich und schwächlich. Er hing sich an mich; er hielt sich an meinen Armen empor, daß er fast von mir über die Köpfe der Anderen weggetragen wurde. Schon standen wir nahe am Ausgang. Da, an einer Thüre wälzte sich ein neuer Strom Kopfloser, Wahnsinniger heran. Die erstickende Luft, der wachsende Qualm, die Gluth, die man roch, zu athmen meinte, die auf der Haut brannte und das wilde Verlangen nach Luft, Licht, Rettung brachten auch mich um meine Besinnung. Ist es nicht teuflisch, daß auch ein Mensch, der Philosoph zu sein glaubt, in solchen Momenten nichts mehr weiß von Pflichten, Gefühlen, nichts empfindet als eine gemeine Lebensgier, den rohen Selbsterhaltungstrieb? Verzweifelt schleuderte ich den armen Leo, der sich an mich klammerte, dessen Last mich am Vorwärtskommen hinderte, von mir, erreichte den Ausgang und sank dort ohnmächtig zusammen. Als ich erwachte, stand meine That sofort vor meinen Augen in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Ich sprang empor

ich wollte zurück in die flammenden Mauern, den Unglücklichen retten — es war Alles vorbei! Alles todt! Aber seine Leiche sah ich — zerstampft, zertreten! Die Augen waren offen, starr; und für mich stand in ihnen eine schreckliche Anklage. Die Augen stehen vor mir, Tag und Nacht! Wohin ich auch vor ihnen entfliehen mag, sie kommen wieder, immer wieder, mit ihrem grausamen Todtenblick. Und wenn der Spuk vor mir steht, dann erfaßt mich jene furchtbare Beklemmung, die mich so feige gemacht hat. Ich fühle, rieche wieder die Gluth, den Qualm. Mir ist, als sengte Feuer meine Haut. Mein Leben ist eine fortgesetzte Todesqual. — Verzeih' mir darum, Schwester, wenn ich es fortwerfe, verzeih' mir den Schrecken, den ich Dir bereiten, die düstere Erinnerung, die ich Deinem jungen Herzen aufbürden muß! Besser todt — als wahnsinnig!

Ich habe Dich sehr lieb gehabt, Laura. Die Stunde, in der das schlanke zwölfjährige Mädchen in den Trauerkleidern die Arme um meinen Hals schlang und schluchzte: „Ich habe nun Niemand auf der Welt, als Dich, Bruder!" — sie war wie ein Markstein in meinem Leben. Seitdem warst Du das Beste für mich auf der Welt. Aber allmälig gesellte sich zu meiner Liebe für Dich eine Eifersucht, die dem Bruder nicht ziemte. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß eines Tages ein Anderer das größere Recht an Dich besitzen sollte. Wenn Du nur mit einem Manne sprachst, ihn lächelnd ansahst, dann fuhren mir schon giftige Stiche durch das Herz. Auch dieses Gefühl ist krankhaft, verzerrt, mir zur Qual. Auch um Deinetwillen, für Dein Glück ist es besser, ich kehre der Welt den Rücken.

Ich zahle Leo meine Schuld. Das Geschick ist gütig gegen mich. Ihn ließ es verderben unter wildem, rohem Angstgeschrei, unter Fußtritten, in einer gemeinen Menge. Ich darf mir mein Ende suchen in vornehmer Einsamkeit,

inmitten einer gewaltigen Natur, ein Grab, über dem große Götter thronen.

Denke: ihm ist wohl. Und laß Dir durch die Erinnerung an mich Deine sonnige Lebenslust nicht vergällen. Mein Testament ist bei meinem Notar hinterlegt. Ich theilte mein Vermögen in gleiche Hälften; die eine Dir, die andere Leo's Schwester. Das Mädchen soll nie erfahren, warum ich in den Tod ging, wie grausam ich gegen ihren armen jungen Bruder gewesen bin. Sie soll ohne Zwiespalt, ohne Bitterkeit um mich weinen. Sie wird weinen, ich weiß es. Bringe Du ihr meine letzten Grüße. Und wenn das Geschick noch ein wenig Glück für mich bestimmt hatte, dem ich entsagend den Rücken wenden muß, so komme es über Dein Haupt, Schwester." —

Laura hatte längst zu Ende gelesen und saß noch immer ganz unbeweglich, mit starrem Gesicht, thränenlos, die beiden Hände an die Schläfen gepreßt, als fürchte sie, daß ihr der Kopf aus den Fugen gehe.

Dann wurden draußen Stimmen, schwere Tritte laut. Laura sprang empor und schaute mit weitgeöffneten, entsetzten Augen durch das kleine Fenster hinaus in das dumpfe Regengrau. Die hohen Gestalten der Tiroler Führer kamen heran, langsam, ernst. Sie trugen eine schwere Last, einen leblosen Körper.

Herbert sah das Mädchen schwanken und streckte den Arm aus, um sie zu stützen; er fürchtete, daß sie im nächsten Momente ohnmächtig zusammenbrechen würde. Aber Laura gehörte nicht zu den weichen Geschöpfen, welchen die Natur mitleidig Bewußtlosigkeit gewährt, wenn die Tragik des Lebens an sie herantritt. In ernster Fassung sah sie dem Führer entgegen, der erregt in die Stube trat. An seiner Stirne klebten feucht die wirren Haare; seine harten, wettergebräunten Züge trugen die Spuren schwerster Anstrengung.

„Kommen Sie rasch, Herr Doktor! Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Aus einer tiefen Kluft haben wir ihn herausgezogen; wäre er nicht gerade da, wo der Absturz sich am Felsen hinzieht, auf eine Schneebrücke aufgefallen, so hätte ihn kein Mensch mehr gefunden und seit zwei Stunden wäre er todt. Aber da ist er gelegen und hat sich nicht mehr gerührt, wie ich mich mit dem Seil hinuntergelassen hab'. Es war ein schweres Stück Arbeit, Herr, bis ich ihn festgebunden und die Anderen ihn vorsichtig in die Höh' gezogen hatten, bis auch ich wieder droben war. Er ist nicht zu sich gekommen, aber das Herz hat noch geschlagen. Schnaps haben wir gehabt, um ihn einzureiben, aber dann sind wir herunter, so schnell wie möglich, damit er in ein warmes Bett kommt, und nun ist's ja ein Glück, daß Sie da sind, Herr Doktor."

Man hörte die schmale Holzstiege erbeben unter den schweren Schritten der Männer, die, mit gedämpften Stimmen einander zur Vorsicht mahnend, den langgestreckten Körper des Ohnmächtigen über die steile Holztreppe emportrugen, während Herbert den Führer über seinen Irrthum aufklärte und ihm sagte, er sei leider kein Arzt und der „Doktor" nur ein Titel. Aber wenn der junge Gelehrte auch seinem Berufe nach nicht über Menschen, nur über Steine Bescheid wußte, so hatte er doch auch als Laie einige Erfahrungen, und bot bereitwillig seine Dienste an. Der Arzt, nach dem man sofort schickte, konnte vor dem anderen Tage nicht eintreffen.

So stand denn Laura neben dem fremden jungen Mann an dem Lager des Bruders. Auf seinen schönen, edlen Zügen, die sonst von innerer Unruhe zerwühlt gewesen waren, lag ein Ausdruck friedlicher Ruhe. Sie wußten Beide: er hatte sterben wollen. Es erschien ihnen fast wie eine Grausamkeit, den Weltentrückten aus seinem

Frieden zurückzurufen zu der Qual seines Lebens. Und doch rieben sie die erkaltete Haut und netzten die bleichen Lippen mit stärkenden Tropfen; denn der Mensch gehorcht in solchen Stunden blindlings dem Grundzug seiner Natur: dem Willen zum Leben, der ihn antreibt, den Tod zu bekämpfen wie einen Feind, so lange ein Herz sich noch regt.

Die Nacht kam, die ernste, feierliche Nacht der Berghöhe. Lauter, gewaltiger rauschten nun die Wasser, ein düsteres Raunen zog um das einsame Haus. Zu dem kleinen Fenster herein funkelten große, klare Sterne. Laura saß allein auf einem niederen Holzschemel beim flackernden Kerzenlicht. Plötzlich öffnete ihr Bruder die Augen — ein fremder Blick wie aus einer anderen Welt begegnete den ihren. Da packte sie ein Grauen, und sie schluchzte auf in hoffnungslosem Schmerz.

Herbert hörte durch die dünne Holzwand ihr Weinen. Er kleidete sich an, klopfte an ihrer Thüre und bat sie, nun ihm die Nachtwache zu überlassen. Sie schüttelte verneinend den Kopf. Da nahm er sie auf seine Arme wie ein Kind, trug sie in eine der kleinen Stuben und ließ sie behutsam auf ein Lager gleiten.

„Schlafen Sie, armes Kind!“ sagte er sanft.

Ihr Kopf sank in die Kissen — sie konnte nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

O das furchtbare Erwachen, wenn langsam die Angst, die eine Weile ruhte, wieder aufdämmert, und man auf's Neue der Sorge gegenübertritt!

Herbert führte am anderen Morgen das junge Mädchen die Treppe herab vor die Hütte. Ueber der stillen Berghöhe lag ein köstlicher Duft.

„Muth, Fräulein Laura! Ich glaube, Sie dürfen hoffen, daß Ihr Bruder wieder zum Leben erwacht!“ sagte er leise.

Sie blickte mit starren, trostlosen Augen vor sich hin.

„Darf ich es dem Bruder wünschen?“ erwiederte sie mit einem düsteren Tone, der ihn unendlich rührte. „Ist es nicht Selbstsucht, dem die Ruhe zu mißgönnen, der aus eigenem Willen dem Tode zustrebte? Für mich freilich ist die Welt ganz leer ohne Reinald. Ich habe Niemand als ihn, keine Verwandten, keine Freunde! O, ich vermag erst heute zu ermessen, was Reinald's Tod für mich wäre! Allein, ganz allein! O, furchtbar!“

Die Stimme Pernau's klang bewegt, als er antwortete: „Es ist ja anmaßend, Ihnen in diesem Augenblicke von mir zu sprechen, aber glauben Sie mir, ein Freund bin ich Ihnen geworden. Sie sollen sich nicht ganz allein fühlen. Ich bleibe in Ihrer Nähe, was auch die nächsten Tage bringen mögen. Vielleicht kann Ihnen meine Gegenwart doch ein kleiner Trost, eine kleine Beruhigung sein.“

Sie sah dankbar zu ihm auf mit ihren thränennassen Augen. „Sie waren so gut zu mir gestern. Doch nun ist es des Opfers genug. Sie müssen fort. Ich habe kein Recht an Ihre Zeit. Wenn Sie nicht in den Bergen herumwandern, dann — dann müßten Sie doch nach Hause, zu Ihrer Frau.“

Er sah in Verwirrung zu Boden. „Fräulein Laura, so schlecht der Augenblick gewählt ist, ich muß Ihnen die Wahrheit gestehen: ich habe keine Frau.“

„Aber Sie tragen doch einen Ehering, und Sie sagten meinem Bruder, Sie seien verheirathet; auch ich habe Sie gefragt —“

„Freilich haben Sie mich gefragt, mein Fräulein, und vor Ihnen war es mir doppelt bedrückend, daß ich mich in eine Unwahrheit verstrickt hatte. Ich trage nämlich einen runden Goldreif am Finger, der kein Ehering, sondern ein Erbstück von meinem Großvater ist. Jener hat ihn aus einem Stück Gold anfertigen lassen, das er

selbst im fernen Westen der Erde abgerungen hat als ersten Fund. In dem Ringe stehen die lateinischen Worte eingegraben: ‚Carpe diem‘ — Nütze den Tag. Als ich nun Ihrem Bruder die Bitte vortrug, mich Ihnen auf der Bergwanderung anschließen zu dürfen, zögerte er erst mit der Antwort und gab dann sehr ausweichend Bescheid. Nach einer Weile aber fiel sein Blick auf den Ring an meiner Hand. ‚Sie sind ein verheiratheter Mann, Herr Doktor?‘ fragte er mit einem Ton, der mir deutlich verrieth, daß ihm unter dieser Voraussetzung meine Gesellschaft willkommener wäre. Ich dachte an den Wahlspruch in meinem Ringe: ‚Carpe diem‘. Es war mir so viel daran gelegen, mit Ihnen zu wandern, gerade mit Ihnen! Ich wollte mich nicht losreißen von der kaum gewonnenen Reisegesellschaft. So sagte ich: ja! — Die Folgen dieser Unwahrheit sind mir in dem kurzen Moment kaum klar geworden; erst hinterher, vor Allem aber jetzt, da ich an Ihrem Gesicht sehe, mein Fräulein, daß Sie mir zürnen, daß Sie nun alles Vertrauen zu mir verloren haben.“

Laura vermied seine Augen, die um Verzeihung flehend die ihren suchten. Sie fühlte plötzlich eine Befangenheit, die ihr äußerst peinlich war. Sie erinnerte sich, daß sie mit dem jungen Mann in dem einen Tag vertraut geworden war, wie mit einem alten Bekannten, daß sie ihn doch durchaus nicht kenne, über seinen Charakter nicht Bescheid wisse. Das Blut strömte ihr in die Wangen, als sie sich besann, wie er sie in der Nacht in die Arme genommen und wie ein Kind zur Ruhe getragen hatte. Sie zürnte sich selbst, daß sie in ihrem Benehmen gegen den Fremden allzu freimüthig gewesen, und sagte deshalb, von ihm forttretend, ziemlich frostig: „Ich gestehe allerdings, daß ich Ihnen eine solche Täuschung nicht zugetraut hätte. Aber es kommt mir nicht zu, Ihnen darüber Vorwürfe zu machen, Herr Doktor, um so weniger, als

Sie Ihren Wunsch, sich uns anzuschließen, ja mit so traurigen Eindrücken und mit einer schlaflosen Nacht bezahlen mußten. Ich bitte Sie nur: versäumen Sie um meinetwillen nicht den schönen Sonnenschein unter diesem ernsten Dache. Denken Sie an den Wahlspruch Ihres Ringes: nützen Sie den Tag!"

Sie wußte selbst nicht, warum ihre Stimme so bitter, so gereizt klang. Er erwiederte kein Wort; er verbeugte sich nur kurz vor ihr und blickte sie an, als warte er, daß sie noch ein freundlicheres Wort hinzufüge. Sie sah es wohl, daß sie ihn gekränkt hatte, aber sie hätte nichts mehr zu sagen vermocht; sie fühlte, daß sie in Thränen ausbrechen würde, wenn sie nur den Mund öffnete. So eilte sie die Treppe empor, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Bald darauf hörte sie die Stimme der Tirolerin: „Adjes, Herr Doktor! Glückliche Reis'! Lassen's sich Zeit!"

Er ging also wirklich ohne weiteren Abschied!

Sie hatte es ja gewollt; aber es packte sie doch ein wilder Schmerz, wie sie in dem Gemach an dem Lager des Bruders nun die Schritte verklingen hörte. Nun erst war sie wirklich allein.

Wer ihr das gestern gesagt hätte, daß sie sich so von einander trennen würden! Gestern! War's denn wirklich erst ein kurzer Tag, seitdem sie da oben in der wonnigen Mittagrast den Becher geleert und sich als das glückseligste Menschenkind gefühlt hatte? Ein Stück Leben lag dazwischen!

Die Stunden schlichen so träge; die Sonnenstrahlen glitten nun über Reinald's Hände, über sein schönes, ruhiges Gesicht; wie Todesschweigen lag's über dem einsamen Haus, nur gewaltig, drohend, rauschte der Gletscherbach. Eine Verzweiflung erfaßte das Mädchen; es war ihr, als müsse sie sich niederwerfen neben dem regungslosen Bruder und mit ihm sterben.

Da hörte sie plötzlich einen tiefen Seufzer von seinem Munde. „O Leben!“ sprach er vor sich hin wie entsetzt. Dann glitt ein Lächeln über seine Züge und mit einer Stimme, die ihr in's Herz schnitt, wiederholte er einige Male ganz langsam: „Die Schwester! Die Schwester!“

Sie faßte seine Hand; nun hatte sie Alles vergessen. Nun dachte sie nur noch an ihn. Er trank von dem Wein, den sie ihm reichte, seine Athemzüge wurden kräftiger, regelmäßiger. In Laura erwachte die Hoffnung wieder. Sie harrte mit klopfendem Herzen auf einen Blick seiner geliebten Augen. Nicht mehr die todtenähnliche Ohnmacht, ein fester Schlaf schien ihn nun einzuhüllen, in dem er zurückschlummerte zum Leben.

Als es Abend geworden, horchte das Mädchen plötzlich auf und ein jähes Roth stieg ihr in die Wangen. Sie hatte geglaubt, die Stimme des jungen Doktors wieder zu hören. Bald darauf wurde an die Thüre geklopft. Sie konnte sich einer Regung der Enttäuschung nicht erwehren, als ein Fremder eintrat, schämte sich derselben aber sofort, da sie erfuhr, er sei der langersehnte Arzt.

„Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie kommen!“ sagte sie.

„Ich konnte schwer fort. Aber Herr Doktor Pernau ist ja in einem Eilmarsch bis Wenns gelaufen und hat behauptet, ich müsse ihm folgen. Da helfe kein Widerstand.“

Laura war's zu Muthe, als sei eine schwere, erdrückende Mauer, die sich an sie herangewälzt, gewichen, daß sie wieder frei athmen konnte, als der Arzt ihr versicherte, ihr Bruder würde wieder genesen, es sei kein wichtiges Organ verletzt und die Ohnmacht nur die Folge einer leichten Gehirnerschütterung bei dem Sturze. Sie wollte nicht daran denken, daß ihr Bruder schwermüthig, gemüthskrank gewesen, sie wollte sich nur der Freude hingeben, ihn wieder zu haben.

Und in diesem erregten, süßen, bangen Zustand, der auf eine große Seelenangst folgt, stand sie dann dem jungen Reisebegleiter gegenüber und sagte ihm Dank für seine Bemühung, und fühlte ein fast wunderbares Prickeln in allen Adern, als er lebhaft ihre Hand faßte und leise fragte: „Sind wir nun wieder versöhnt, Fräulein Laura?"

Sie verstand nun mit einem Male nicht mehr, warum sie ihm am Morgen so bitterlich gegrollt hatte. Im Grunde war es ja doch viel besser, daß er keine Frau hatte. —

Am anderen Morgen lag Reinald auf einem Lager vor der Hütte, das der Arzt, der die Nacht über in Mittelberg geblieben war, für ihn hatte bereiten lassen.

Auf den Zügen des dem Tode Entrissenen lag noch immer eine friedvolle Verklärung und mit ruhigen, großen Augen blickte er zu den weißen Wolken empor, die über den blauen Himmel hinschwebten. Laura saß bei ihm; sie wagte nicht zu sprechen, um nicht durch eine Frage die Gespenster der Erinnerung zu wecken.

Endlich aber faßte sie eine so namenlose Angst über dieses stumme Emporstarren, dieses weltentrückte Träumen des Bruders, daß sie flüsterte: „Reinald, wie ist Dir? Sag' mir nur ein Wort!"

„Wie einem Menschen, der sehr krank gewesen ist, nicht blos ein paar Tage lang, nein, seit Jahren, und der nun plötzlich die Ruhe und Wonne der Genesung empfindet. Ich habe nichts vergessen, gar nichts, aber Alles, was mich so namenlos quälte, liegt nun ganz fern, ganz weit, so fern, wie jenes blasse Wölkchen dort, das über den Berg hinflattert. — Weißt Du, Laura, ich habe die Todesnoth durchlitten. Nun bin ich gefeit gegen die Schrecken des Lebens. Als ich da unten lag, als nach der heißen Verzweiflung, in der alle Pulse fieberten, die Grabeskälte mich faßte, in der das Blut sich zum Herzen

staute, da habe ich doch Schauer empfunden, unnennbare, unsagbare. Ich wußte: allmälig, ganz langsam wird die Erstarrung heraufziehen bis an das Herz, bis an den Kopf, und ich mußte warten auf diesen letzten Augenblick, während sich die Minuten dehnten zu Ewigkeiten. Mein Wille war's ja, zu enden, aber die Natur empörte sich dagegen; Schreckensbilder zogen an meinen Augen vorüber, und wie die finsteren Gewalten, die um mich zischten und brausten und rauschten, jagten sich in meinem zermarterten Gehirn die Wahnvorstellungen, die Angstträume, bis endlich die Ermattung kam, das Bewußtsein verdämmerte, nur stoßweise die Lebensgeister emporflackerten in einem wilden Kampf gegen das Aufhören, bis mich die Nacht endlich gefangen nahm. Ich meinte die ewige Nacht. Aber sie hat mich dem Tag zurückgegeben. Ich lebe wieder. Nun sinne ich nach, wie ich für dieses preisgegebene Leben einen Zweck finde, suche nach einer neuen Sühne, da die erste von den höheren Mächten zurückgewiesen wurde."

Laura erschrak. „O nein, nein, keine neue Sühne!" bat sie leidenschaftlich. „Du hast genug gebüßt für eine That, in Todesangst, in Bewußtlosigkeit verübt. Reinald, haben wir es uns nicht oft ausgemalt, daß wir nebeneinander alt werden wollten, ein stilles, treues Geschwisterpaar, das keiner anderen Liebe bedarf? Ich gelobe es Dir, ich bleibe bei Dir. Ich will Dich nicht betrüben durch den Gedanken an einen Anderen." Ihre Stimme zitterte ein wenig. Sie stockte. Dann flehte sie dringend weiter: „Versprich mir's auch Du, Reinald, daß Du leben willst um meinetwillen!"

Er strich ihr mit der Hand über das Haupt, das sie immer tiefer zu ihm herabgeneigt hatte. „Ja, Laura, ich will leben!"

— — — — — — — — — — — — —

Die Tage, die nun folgten, waren für das Mädchen von einem eigenen wehmüthigen Reiz. Wie das Wolkengrau, das sich über die Landschaft gebreitet hatte, lag auch über ihren Empfindungen ein Schleier, den sie nicht zerreißen wollte. Pernau weilte noch immer in der Hütte. Er gab vor, das Wetter sei zu trübselig zu weiteren Wanderungen, aber seine Augen sagten ihr deutlich genug: ich bleibe Deinetwegen! Sie hatte dem Bruder freilich gelobt, an keinen Mann zu denken, sie wollte auch nicht an den Reisegefährten denken, nein, gewiß nicht — wenn er erst fort war. Aber so lange sie sich auf diesem engen Raum, in dieser weltverlorenen Berghütte so nahe gerückt waren, durfte sie sich doch wohl freuen über sein lebensfrisches, sonniges Gesicht, das sich so wundersam erhellte, wenn es sich zu ihr wendete. Der überstandene Schrecken, die Angst, von der sie nun wieder befreit war, da der Bruder sich zusehends erholte und in seinem Wesen eine Ruhe, eine milde Güte zeigte, welche ahnen ließen, daß auch seine Seele gesundete, hatten ihr eine weiche Stimmung zurückgelassen, in welcher sie, dankbar, mit leisem Bangen, die Gegenwart genoß. Sie erschrak zum ersten Male, wie aus dem süßen Traume erwachend, als Reinald erklärte, er wünsche von Mittelberg aus in sein Heim zurückzukehren.

Ganz bestürzt blickte sie den Bruder an. Wie aus einem Kerker war er aus der Stadt geflohen, und wollte nun heim, mitten im August!

Aber sie unterdrückte jeden Widerspruch. „Ganz wie Du willst, Reinald,“ sagte sie, sich zu einem Lächeln zwingend.

Am andern Morgen blaute der Himmel; die Wasserbäche, die von den Bergen herabstürzten, glitzerten, der Schnee auf den Gipfeln schimmerte rosig; eine Fülle von Glanz und Licht lag über der Landschaft.

„Ich darf nun wohl nicht mehr länger hier zögern," sagte Herbert ganz betrübt zu dem jungen Mädchen. „Mein Führer drängt zum Anstieg, und die Augen Ihres Bruders scheinen zu fragen: was wollen Sie noch hier? Ich möchte aber vor dem Abschied noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Fräulein Laura. Wir wollen dort hinuntergehen an den Bach, bis zur kleinen Brücke; dort tragen die Wellen den Laut meiner Stimme fort, und nur an Ihr Ohr dringt, was nur Sie vernehmen sollen."

Sie zögerte einen Augenblick; aber sie hatte nicht die Kraft, seine Bitte abzuschlagen; seine Augen flehten so mächtig und ihr eigenes Herz war so erschüttert von dem ernsten Worte: Abschied. Es hatte den Schleier zerrissen, der über ihren Gefühlen gelegen hatte.

Sie standen an dem Gletscherbach, zwischen Felsgeröll, eingehüllt von dem gewaltigen Rauschen, umweht von Wasserhauch.

„Ich habe Sie lieb, Laura. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Wie viel heiße Wünsche, wie viel glühende Hoffnungen, welches Sehnen, welches Bangen in diesem einen Satze liegt, verstehen Sie es, Laura? Wollen Sie es verstehen? Wollen Sie mir versprechen, daß ich Sie wiedersehen darf, und daß Sie versuchen werden, mir auch ein wenig gut zu sein?"

Er sprach ganz nahe an ihrem Ohr; sie hörte sein rascheres, kurzes Athmen, mit leidenschaftlicher Ungeduld schaute er ihr auf die Lippen. Der starke Mann war ganz erschüttert von heftigster, innerer Bewegung.

„Es darf nicht, es kann nicht sein; mein Bruder bedarf meiner," stieß sie hervor.

„Ihr Bruder kann nicht so selbstsüchtig sein, Sie zurückhalten zu wollen, wenn ein Mann Ihnen seine Hand bietet, den Sie lieb haben. Es gibt nur eine Frage, Laura: ob Sie diesen Mann wirklich lieb haben —"

Sie unterbrach ihn mit einem ernsten, flehenden Blick. „O bitte, sprechen Sie nicht weiter! Sie wissen ja, mein Bruder war gemüthskrank, zerfallen mit der Welt. Meine Pflicht ist es geworden, ihn im Leben zurückzuhalten. Ich habe es ihm auch feierlich gelobt, bei ihm zu bleiben. Es wäre pflichtlos, wortbrüchig, ihn zu verlassen, es würde ihn zurückwerfen in seinen düstersten Gemüthszustand. Er würde auf's Neue den Tod suchen — und dann, dann trüge ich die Schuld! Ich darf an keine Liebe denken, darf nur meiner Schwesterpflicht leben."

Er schwieg eine lange Weile. Nur der Bach brandete und rollte weiter, düster, in gigantischem Wellenschlag.

Herbert's Stimme klang gepreßt, als er dann endlich sagte: „So müssen wir denn Abschied nehmen!"

Sie nickte. Sie wagte nicht, ihn anzusehen.

„Einen recht ernsten Abschied. Da Sie mir jede Hoffnung rauben, da ein Wiedersehen nur nutzlose Pein wäre, werde ich wohl Europa für lange Jahre verlassen. Ein Weltmeer wird bald zwischen uns liegen. Wer weiß, ob wir uns jemals wieder begegnen."

Sie hatte die Lippen fest aufeinander gedrückt, die Augen gesenkt und regte sich kaum. Aber sie war zusammengezuckt bei den letzten Worten.

Wieder standen sie einige Minuten lang stumm neben einander. Dann streckte er die Hand aus.

„Leben Sie wohl, Fräulein Laura!"

„Leben Sie wohl, Herr Doktor!"

Ihr Händchen lag bebend in seiner Rechten, sie fühlte einen kurzen, festen Druck. Dann wendete er sich ab.

Da fuhr ihr ein rasender Schmerz durch die Seele. Sie blickte auf zu ihm, ein halb unterdrückter Aufschrei rief ihn zurück.

„Ich kann Sie nicht so von mir gehen lassen — halb in Groll. Wenn ich auch uns Beiden nur das Herz noch

schwerer mache, wenn auch Alles bleibt, die Trennung und der Verzicht und meine Pflicht bei dem Bruder — ich muß es Ihnen doch sagen, daß — daß es auch mir sehr wehe thut, daß ich Sie auch sehr lieb gewonnen habe! Sie sollen mich nicht ganz vergessen, wenn Sie so weit, so schrecklich weit von mir sind, Sie sollen mit einer wehmüthig-süßen Erinnerung zurückdenken an diese Tage auf der Bergeshöhe!"

Ihre Augen sprachen weiter, wenn auch ihr Mund verstummte; er hielt nun ihre beiden Hände in den seinen, und in den Schmerz, der ihnen so glühend schwer durch die jungen Herzen hämmerte, mischte sich doch eine Fülle von Glück, wie sie sich nun zum ersten Male mit rückhaltloser Wärme anblickten. Dann zog er sie an sich und drückte seinen Mund auf den ihren in einem langen, seligen, traurigen Abschiedskuß. —

Sie stand noch lange zwischen dem Felsengeröll und sah die Wellen vorüberschäumen, als er mit dem Führer schon die Hütte verlassen hatte und wieder aufwärts stieg zum ewigen Schnee, um über das Oelgrubenjoch nach dem Kaunserthal zu wandern.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage ging Laura mit dem Bruder von Mittelberg fort, durch weite, einsame Wiesen, durch armselige Weiler, immer dem Bach entlang, bei dessen Rauschen sie den einen Augenblick des Glückes weiterträumte. Als sie das Gletscherwasser nicht mehr sprudeln hörte, ward sie erst tieftraurig und immer trauriger. Ihr Bruder aber war so in seine eigenen Gedanken versunken, daß er nicht beachtete, wie schweigsam und düster seine sonst so lachende Begleiterin geworden war, wie die Melancholie, von der er an der Pforte des Grabes geheilt worden, sich über die Schwester gesenkt hatte.

Als sie dann in der Bahn saßen, schaute sie immer-

fort hinaus nach den Bergen, die kleiner und kleiner wurden, um die endlich der blaue Märchenduft der Ferne floß. Da liefen ihr große Thränen über die Wangen herab.

„Was ist Dir, was hast Du, Laura?“ frug ihr Bruder erschrocken.

„O nichts, nichts, es ist nur Heimweh nach den Bergen!“

Dann trocknete sie rasch ihre Augen, und den eigenen Schmerz muthig niederkämpfend, frug sie den Bruder theilnahmvoll, ob die dunklen Schatten ganz von seiner Stirn gewichen seien.

Er faßte dankbar ihre Hand. „Ja, Laura, ich kann mir nun Leo's Bild zurückrufen, ohne Schrecken, ohne Grauen! Die Erinnyen sind fort!“

„Du schriebst in jenem Briefe von einer Schwester des unglücklichen jungen Mannes. Kennst Du das Mädchen?“ frug Laura weiter.

Reinald sah empor mit einem sonderbaren Glanz in den Augen und nickte.

„Sie war Buchhalterin in unserem Geschäft,“ sagte er nach einer Weile. „Ein blasses, stilles Mädchen mit schönen, schwärmerischen Augen. Wie ihr Bruder ist sie in armseligen Verhältnissen aufgewachsen und hat sich nicht blos die nöthigen Kenntnisse, sondern auch eine ganz gediegene Allgemeinbildung angeeignet. Ein merkwürdiges Mädchen! Bescheiden und lenksam dem Anscheine nach und doch von seltener Seelenstärke. Auch an ihr ist ein Unrecht geschehen — durch meine Schuld. Sie kam eines Tages zu mir mit der telegraphischen Anfrage einer großen photographischen Gesellschaft, ob unser Vervielfältigungsrecht eines beliebten Bildes bereits erloschen sei. Ich hatte gerade einen Anfall schwerster Herzbeklemmung; die Augen des Mädchens erinnerten mich an die Todtenaugen

des Bruders! Ohne mich zu besinnen, völlig geistesabwesend, sagte ich ja. Leider vergaß ich die Anfrage, ich hätte sonst erkennen müssen, daß ich einen falschen Bescheid gegeben, da wir noch auf Jahre das einzige Recht an das Bild besaßen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß ich mich auf der Reise befand, als die Photographie im Handel erschien. Von meinem Stellvertreter wurde wegen widerrechtlicher Vervielfältigung Klage gestellt. Die photographische Gesellschaft berief sich auf die bejahende Antwort. Man wendete sich an die Buchhalterin, welche dieselbe abgeschickt. Das Mädchen aber verschwieg, daß sie mir das Telegramm gezeigt und auf meinen Befehl gehandelt hatte. Man glaubte an eine eigenmächtige Handlung; man machte ihr Vorwürfe, man entließ sie aus ihrer Stellung. Und sie ging und sagte kein Wort. Als ich zurückkehrte, habe ich natürlich die Sache aufgeklärt, den Schaden, der aus meiner Zerstreutheit unserem Verlag erwachsen war, aus meinen Mitteln vergütet und dem Mädchen, das sich wochenlang mühsam mit Abschreiben Geld zu verdienen gesucht, eine Stelle in einem Bankhause verschafft, da ihre bisherige besetzt war. Als ich sie bat, mir ihr Schweigen zu erklären, da sagte sie schüchtern mit einem stillen Lächeln: ‚Warum haben Sie die Leute nicht in dem Glauben gelassen, daß ich im Irrthum gewesen bin, Herr Direktor? Es war doch viel besser, daß mich ein Vorwurf traf, als Sie!‘ — Ja, sie ist ein eigenthümliches, großmüthiges Wesen, die blasse, stille Elise.“

„Ich will sie kennen lernen, Reinald!“ sagte Laura mit warmem Interesse.

„Und Du wirst gut gegen das Mädchen sein, nicht wahr, Schwester?“ frug Reinald mit einem so feierlichen Ton, daß sie ihn verwundert anblickte.

Des Mittags waren sie in der Stadt angelangt; gegen

Abend verließ Reinald das Haus wieder, ohne zu sagen, wohin er gehe. Er schritt durch die heißen, staubigen, dumpfigen Straßen, aus den eleganteren Bezirken hinaus in die ärmlichere Vorstadtgegend, wo schmucklose Miethskasernen standen, mit Werkstätten im Hofraum und kleinen Läden im Erdgeschoß. In einem der allerunerfreulichsten Häuser stieg er die dunkle Treppe empor bis in den vierten Stock. Als er hier geklingelt hatte, hörte man das Gebell eines kleinen Hundes und Kindergeschrei; erst nach geraumer Zeit öffnete eine Frau die Thür und frug ärgerlich, wer draußen sei.

„Ich wünsche Fräulein Elise zu sprechen, Frau Schweighart," sagte Reinald.

Nun erst wagte die Frau sich hervor, strich sich verlegen über das Haar, das sich etwas gelöst hatte, und bat den Herrn Direktor einzutreten; die Tochter sei noch im Geschäft.

„Nicht wahr, Sie verzeihen, wenn ich weiter nähe, die Arbeit drängt," sagte sie, als Reinald, der den Kopf tief bücken mußte, in die Stube getreten war. Die Frau, die blaß und frühwelk aussah, setzte sich wieder an die Nähmaschine; das hastige, gleichmäßige Auffallen der Nadel klang durch das düstere Zimmer, in dem auf einem Kochofen die Suppe zischte, ein paar Kinder sich balgten, und der Hund aufwinselte, wenn die Kleinen ihn quälten. Am geschlossenen Fenster saß eine alte Frau; auf ihr müdes Antlitz hatte ein langes Leben der Arbeit und Sorge seine düsteren Spuren geschrieben.

Die Mutter Elisens suchte, während sie das Rad an der Maschine drehte, den Besuch zu unterhalten; das heißt, sie sprach mit einer mißmuthigen Stimme von ihren Kindern und von ihren Kümmernissen.

„Herr Direktor," flüsterte sie dann, „nicht wahr, Sie sagen es meiner Elise nicht, daß ich damals, nach Leo's

Tod, das Geld von Ihnen annahm; meine Elise ist so stolz, sie würde sich lieber keine Nachtruhe gönnen, als eine Unterstützung annehmen; aber, Du lieber Gott, bei den vielen Kindern und den theuren Zeiten —"

Ein Klingeln endete das Gespräch, das Reinald immer peinlicher geworden war, so peinlich, wie die dumpfe Luft in dem engverschlossenen Gemach. Ein junges Mädchen in einem lichten Kattunkleide trat über die Schwelle. Die anmuthige Gestalt wirkte wie ein Sonnenblick in der grauen Werktagsmisere.

Als sie den Besuch sah, der sich erhoben hatte, da entfuhr ihr ein leiser Aufschrei. Aus ihrem feinen, bleichen Gesicht hoben sich ein paar warme, weitgeöffnete Augen, halb in Freude, halb in Schrecken zu dem Manne empor, der in der niederen Stube übermäßig groß erschien.

„Herr Direktor, Sie bei uns!" sagte sie sehr verwirrt, mit scheuer Demuth ihm die Hand reichend.

„Ich hätte gerne ein paar Worte allein mit Ihnen gesprochen," erwiederte er. „Ist das nicht möglich?"

Die kleineren Kinder hatten sich wieder bei den Haaren gepackt; das größere Mädchen fuhr zankend dazwischen, der Hund bellte; es war ein unerträglicher Lärm.

„Führe den Herrn in Dein Zimmer!" rief die Mutter über die Nähmaschine hinweg.

Das „Zimmer" war in Wahrheit nur ein Kämmerchen, in dem ein düsteres Halbdunkel herrschte, denn das Fenster ging auf eine ganz enge Gasse hinaus; aber es war geöffnet, ein paar Blumenstöcke standen davor, und hier herrschte wohlthuende Stille.

In einer Verwirrung, die sie ganz sprachlos machte, schob Elise einen Stuhl heran, legte ihren Hut ab und ordnete an der gehäkelten Decke auf dem Tisch, ohne sich zu setzen.

„Kommen Sie, Fräulein Elise," sagte Reinald, der

sich mitleidig in dem bescheidenen Raum umgeblickt hatte. „Nehmen Sie hier neben mir Platz und sagen Sie mir, wie es Ihnen geht.“

„Ich danke, Herr Direktor. Seitdem Sie mir die neue Stellung verschafft haben, geht es mir ja ganz gut.“ Sie seufzte aber dennoch.

„Nun, das klingt ja nicht sehr fröhlich.“

„Halten Sie mich nicht für undankbar und unzufrieden, wenn ich es sage; aber ich denke wirklich manchmal, es sei kein Glück für Unsereins, mehr zu lernen, als die Eltern gelernt haben. Wenn ich heimkomme aus dem schönen hellen Bankhause in unsere finstere Stube, da packt mich oft ein wahres Grauen; ich sehne mich nach einer anderen Umgebung, vielleicht auch nur nach Ruhe, nach einem Buch, das ich lesen dürfte. Aber ach, wenn das die Mutter sähe!“

„Armes Kind!“

Es war ein Klang in den paar Worten, der sie so bewegte, daß ihr die Augen feucht wurden. Sie wußte selbst nicht, warum es ihr plötzlich so weich um's Herz war, warum sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht vor Mitleid mit sich selber aufzuschluchzen.

„Hören Sie mich an, Elise. Ich kam nicht blos, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen,“ sagte Reinald, ihr voll Güte in das Gesicht blickend. „Ich habe in den letzten Tagen so viel an Sie gedacht. Eine doppelte Schuld trage ich gegen Sie auf dem Gewissen. Elise, Sie wissen nicht, daß ohne mich Ihr Bruder noch lebte. Ich hatte ihn an jenem Abende mitgenommen in das Theater!“

„Wie, Sie waren bei dem Brande im Theater? O, dem Himmel sei Dank, daß Ihnen nichts geschehen ist!“

Reinald hatte mehr sagen, seine volle Schuld bekennen wollen; doch als er diesen Ausschrei aus tiefstem Herzen

hörte, während ihre Augen mit demüthiger Verehrung zu ihm aufblickten, so traurig, so warm — da konnte er nicht sprechen. Nein, die alte, furchtbare Erinnerung sollte ihm diese Seele nicht trüben.

„Es war Leo so bestimmt! Dagegen kann man nichts. Wie sollte Sie ein Vorwurf treffen, Herr Direktor?“ sagte sie schüchtern.

Er schwieg eine Weile.

„Aber Ihnen gegenüber, Elise! Wie eine schwere Kette reihen sich die Ereignisse und immer werden Sie getroffen — und durch mich! Das düstere Erlebniß hatte mir die Nerven zerrüttet; ich wußte nicht mehr recht, was ich that; ich war nachlässig, zerstreut im Geschäft, und Sie verloren durch meine Schuld Ihre Stellung! Glauben Sie nur nicht, daß Ihre Großmuth, daß mein Doppelvergehen an Ihnen nicht lange auf mir gedrückt hätte! Aber ich war ein kranker Mann — ich wollte sterben!“

Sie fuhr zusammen; ihre Wangen wurden todtenbleich.

„Ich fand keinen besseren Ausweg, als Ihnen in meinem Testament die Hälfte meines Erbes anzubieten.“

Er sah es an dem stummen Entsetzen, mit dem sie ihn anstarrte, daß er sich keiner Täuschung hingegeben, als er geglaubt, daß diese Augen um ihn weinen würden.

„Ja, Elise, ich stand schon mit beiden Füßen im Grabe; ich lag, ein halb Erstarrter, in einer Gletscherkluft und hatte Abschied genommen vom Leben, auch von Ihnen. Aber das Geschick hatte nicht mein Ende beschlossen. Ich erwachte wieder, gesunder, klarer als vorher, mit dem Muthe zum Dasein, der mir gefehlt hatte.“

„O, wenn Sie — wie schrecklich! Vielleicht war mir's deshalb oft so bang in diesem Sommer, so entsetzlich schwer!“

Sie hatte die Hände ineinander gefaltet. Ein Schauder flog ihr über die Glieder.

Er faßte ihre Hand. „Und nun, da ich leben will, leben darf," sagte er, „nun komme ich zu Ihnen, Elise, mit einer Frage. Würde es Sie glücklich machen, mein Weib zu werden? Es sollte mein heißestes Bestreben sein, Ihr Leben so leicht und weich zu gestalten, als es in meinen Kräften steht. Die lichtere Atmosphäre, die Ruhe, die Sie in Ihrem Heim vermissen, vermag ich Ihnen zu bieten. Aber ich würde nicht wagen, als Entgelt für äußeren Vortheil Ihr Leben zu fordern, wenn ich nicht glaubte, daß Sie mir gut seien."

Erst athmete sie kaum; sie sah ihn mit wirren, großen Augen an. Dann kam ein plötzliches Verständniß über sie in einem süßen, fast betäubenden Schrecken.

„Ihr Weib? Ich — Ihr Weib!" Es war ein Stammeln, ein Jauchzen, ein Lachen, das in einem Schluchzen endete. Das stille Weh, das sie klaglos in sich getragen, strömte nun hervor bei diesem Uebermaß des Glückes.

„Nicht wahr, Elise, Sie sind mir gut?" frug er, nachdem sie ruhiger geworden und suchte ihr den Kopf in die Höhe zu richten.

„Gut, blos gut? Nein, das ist kein Wort dafür! Es gibt überhaupt kein Wort für das, was Sie für mich sind, Herr Direktor! Sehen Sie, wenn man so wie ich erst fleißig lernen und dann fleißig arbeiten, Zahlen schreiben und rechnen und rechnen muß, und dabei zu Hause Jammer und Noth sieht und hört, da muß man etwas haben, an das man sein Herz klammern kann; sonst kann man den Gedanken nicht ertragen, daß es immer so fortgehen wird. Ich — ich dachte an Sie! Sie waren das Höhere und Bessere in meinem Leben. So lange ich bei Ihnen im Geschäft gewesen bin, war ich ja auch ganz zufrieden. Ich sah Sie so oft, und Sie waren immer so freundlich gegen mich — jedes Wort habe ich behalten; und wenn Sie mir die Hand gaben

und recht gut zu mir sagten: ‚Gute Nacht, Fräulein Elise!‘ da sah ich auf der Straße die Menschen nicht. Ich ging wie im Traume dahin, ich weiß selbst nicht wie — als hätte ich ein großes, heimliches Glück erlebt. Daß ich Ihnen das jemals sagen würde, das wäre mir nie in den Sinn gekommen; höchstens, wenn ich manchmal hier ganz still lag und mit einer plötzlichen Sehnsucht vor mich hinweinte, dann malte ich mir's aus, ich würde krank und schriebe noch zuletzt einen Brief an Sie, und Sie würden kommen und mir Lebewohl sagen — weil ich Sie ja doch so lieb gehabt hatte! Und nun, nun! Nein — es ist ja nicht möglich! Nein, so etwas Großes, etwas so unerhört Schönes kann es ja nicht geben!"

Seine Worte hatten in ihr einen Taumel wachgerufen, in dem ihre scheuen Lippen die heiße Sprache fanden. Sie kannte sich selbst kaum mehr; sie war ihrem gewohnten Dasein völlig entrückt, wie von einer leuchtenden Wolke emporgetragen auf des Lebens Höhe.

Er strich ihr über das helle Haar, sanft und liebevoll. „Elise, liebes, theures Mädchen, es ist ein ganz alltägliches Loos, was ich Dir biete. Aber Dein reiches Herz wird es verklären!" Auch seine Stimme klang bewegt. Die Wonne, solches Glück zu schaffen, warf auch ihm einen Sonnenblick über das Leben.

In der dumpfen, lärmenden Wohnstube entstand ein Schweigen der Verblüffung, als der Direktor mit dem Mädchen am Arme eintrat; die Nähmaschine hörte zu klappern auf; die Kinder wurden ganz still vor Neugier; das grämliche Gesicht der Mutter verjüngte eine freudige Herzensbewegung; selbst die Greisin hob die müden Augen mit einem Ausdruck des Staunens: es schien ihr ein Wunder, daß in dem Loos einer Armen eine Wendung kommen könne, die sie von Arbeit und Lebensnoth befreite.

Reinald aber hatte Eile, seine Braut fortzuführen aus dieser dumpfen Luft, aus diesen trübseligen Verhältnissen in sein freieres, lichteres Heim.

Laura saß, auf ihn wartend, an dem gedeckten Theetisch, über dem traulich die Hängelampe brannte: ein rechtes Behagen herrschte in dem Gemach, dessen weitgeöffnete Fenster die Sommerluft und die Resedendüfte des Gartens hereinströmen ließen.

Mit fragenden, überraschten Augen blickte Laura auf die Begleiterin des Bruders, die schüchtern mit ihm eintrat.

„Du wolltest Fräulein Elise Schweighart kennen lernen, liebe Schwester," sagte Reinald. „Ich bringe sie Dir und stelle sie Dir zugleich vor als meine Braut, als Deine künftige Schwägerin."

Laura sah erst ganz sprachlos zu dem Bruder auf, dann aber trat eine düstere Gluth in ihre Augen; sie warf unwillig das Haar zurück; sie rang förmlich nach Worten, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben. „Deine Braut? O Du — Du verheirathest Dich! Und ich! O, das ist abscheulich! abscheulich!"

Sie wollte fassungslos an dem Bruder vorüber eilen und aus dem Zimmer stürzen, aber ihr Blick fiel noch auf das junge Mädchen, um das Reinald wie schützend den Arm geschlungen hatte; nun sah sie erst das schüchterne, liebe, rührende Gesichtchen, das todtenblaß geworden war, um dessen Lippen es so wehmüthig zuckte. Laura's gutes Herz siegte über ihren bitteren Groll. Sie trat auf Elise zu.

„Verzeihen Sie diesen schlimmen Empfang! Ich habe Sie nicht kränken wollen. Es ist Reinald's Schuld! Ich hätte ein wenig Vertrauen von ihm verdient. Aber ich will das nicht Sie entgelten lassen, liebe Elise. Ich werde keine böse Schwägerin sein und wünsche Ihnen Glück, viel Glück!"

Sie küßte das Mädchen, das scheu und bescheiden zu ihr aufblickte, und drückte ihr bewegt die Hände; aber dann war sie auch zu Ende mit ihrer Selbstbeherrschung. Ohne nur einen Blick auf Reinald zu werfen, eilte sie in ihr Stübchen und saß hier mit brennenden Augen und hämmernden Schläfen und horchte zum ersten Male ohne Gegenwehr auf die Wünsche ihres Herzens, das sich vom Anfange an trotzig gegen den Verzicht empört hatte und nun überfloß von Reue und Sehnsucht und Bitterkeit. Erst jetzt überschaute sie die Größe des Opfers, das sie dem Bruder gebracht, und schalt sich eine Thörin, die für einen Wahn ihr Lebensglück geopfert. Sie empfand fast ein Gefühl des Hasses gegen Reinald.

Mit überwachtem, finsterem Gesicht trat sie am nächsten Morgen an den Frühstückstisch und erwiederte nur frostig seinen Gruß.

„Zürne mir nicht, Laura," sagte er. „Was ich that, mußte ich thun, als eine Sühne, die ich schuldete. Mein gerettetes Leben sollte ein Menschenkind voll und ganz beglücken. Aber über Dein Glück vermag ich nichts, Schwester. Ich habe das einsehen gelernt und das Gefühl begraben, das mich Dich eifersüchtig bewachen und an meiner Seite festhalten hieß. Ich will Dich lieb haben, nach wie vor, Schwester, aber ohne Selbstsucht!"

„Das sagst Du jetzt — jetzt!" murmelte sie, ohne von seinem sanften, gütigen Tone gerührt zu werden.

Er hatte keine Ahnung von ihrem Kampfe, von ihrer Entsagung um seinetwillen; er sah in ihrem Groll nur eine Regung schwesterlicher Eifersucht. Mit dem ernsten Lächeln, das seit seiner Genesung wie ein warmer Glanz, als Ausdruck eines tiefen Seelenfriedens über seine Züge zu gleiten pflegte, trat er näher an die Schwester heran, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Du wirst sehen, Laura, es soll ein heiteres, harmonisches Leben

werden zu Dreien. Ich will euch Beiden das Dasein so leicht und schön machen, als es in eines Menschen Macht liegt. So bald als möglich, am besten gleich morgen, wollen wir wieder fort in's Gebirge, und in der frischen Luft wird auch Deine Stimmung wieder die alte, sonnige werden."

Laura wendete sich mit einer Bewegung des Schreckens um. „Fort von hier, Reinald? Nein, ich danke Dir! Ich bleibe jetzt in der Stadt."

„Aber Du meintest doch hier gar nicht athmen zu können! Und dann die arme Elise! Wenn Du wüßtest, in welcher Wohnung sie diese schönen Sommertage verbringen muß."

„O bitte, lasse Dich durch mich nicht zurückhalten. Reise mit Deiner Braut!"

„Du weißt, daß dies der Sitte widerspricht, wir können allein nicht fort," bemerkte Reinald rascher und ungeduldiger, als sonst seine Art war. Die Lieblosigkeit der Schwester gegen das Mädchen, dem er Sonnenschein und Glück schaffen wollte, that ihm weh.

Laura zuckte nur die Achseln. Sie sah, daß sie den Bruder gekränkt hatte, sie wußte, daß nun eine Verstimmung zwischen ihnen Platz greifen mußte — die erste Verstimmung, aber sie sprach doch kein versöhnendes Wort; sie beharrte fest auf ihrer Weigerung. Einmal hatte sie sich zu dem Heldenmuth einer nutzlosen großen Entsagung aufgeschwungen, aber nun wollte sie nur an sich selbst denken, nur ihrem eigenen Herzen folgen.

Ihr Herz aber hoffte ganz leise, ganz schüchtern, Herbert würde, ehe er über's Meer ging, sich nach dem letzten, süßen Lebewohl noch ein allerletztes holen wollen, und um keinen Preis der Erde hätte sie sich die Aussicht darauf verkümmern lassen.

Sie wagte kaum das Haus zu verlassen, aus Angst,

seinen Besuch zu versäumen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß sie in ihrem kleidsamsten Anzuge und mit hübsch geordneten Locken am Fenster und wartete, wartete mit klopfendem Herzen, mit einem Fieber der Ungeduld. In der Nacht träumte sie von quälenden Hindernissen, die es ihr unmöglich machten, mit Herbert zu sprechen, obwohl er in der Nähe im angrenzenden Zimmer war, und sie mit Sehnsuchtsqualen seine Stimme hörte. So oft am Tage die Klingel gezogen wurde, zuckte ihr ein freudiger Schreck durch das Herz; so oft sie den Postboten über die Straße gehen sah, lief sie an die Treppe mit einer süßen Ahnung, daß er ihr eine Nachricht brächte. Aber es war umsonst; kein Brief kam und kein Besuch.

Reinald hatte seine Bitte nicht wiederholt; sie las aber einen starken Vorwurf in seiner Miene. Sein Wesen war, seit er wieder zum Leben erwacht, so geläutert und von einer so selbstlosen Liebenswürdigkeit durchdrungen, daß von einem wirklichen Zwist mit ihm nicht die Rede sein konnte. Laura fühlte nur, daß sie sich dem Bruder entfremdet habe, daß sie einsam wurde; sie sah eine furchtbare Oede um sich, je kleiner und blasser ihre Hoffnung wurde auf ein Wiedersehen des Geliebten.

Die Wochen zogen dahin; ein früher Herbst kam und riß im Sturm die letzten Blumen, die letzten Sommergedanken darnieder. Das Mädchen glaubte nun nicht mehr, daß Herbert kommen würde. Hatte sie ihm nicht selbst die Trennung zur Pflicht gemacht? Warum sollte er sich ein zweites Losreißen, ein zweites bitteres Scheiden auferlegen? Er war gegangen, wie sie es gewollt.

Jeden Abend breitete sie in ihrem Stübchen die Karte aus und verfolgte den weiten, endlos weiten Weg, bis ihr Thränen die Augen trübten.

Der Bruder aber rüstete zu seiner Hochzeit. Für eine

Andere wurde Raum geschaffen in ihrem Heim, in dem sie künftig nur als Zweite geduldet werden sollte.

Am liebsten hätte sie sich in düsteres Grau gekleidet an Reinald's Vermählungstage; aber die Sitte ist mächtiger, als die Stimmungen der Menschen, und so hüllte sie ihren Mißmuth in die rosigste Seide, schmückte sich das Haar mit Blumen und seufzte dann, als sie sich in ihrem Brautjungferstaate im Spiegel betrachtete, tief auf, um sich das schwere Herz zu erleichtern, so lange sie noch allein war; denn sobald Reinald mit seiner jungen Frau von der standesamtlichen Trauung zurückkehrte, sobald die zu der kleinen Feier geladenen Gäste kamen, mußte sie ja auch zu dem festlichen Gewand eine festliche Miene finden.

Plötzlich aber, wie sie so ihrer rosigen Gestalt im Spiegel gegenüberstand, wurden ihre Augen immer größer und weiter; wie ein angstvoller Schauer lief es ihr über den Rücken. Litt sie an Wahnvorstellungen? Deutlich, in ganz klaren Umrissen sah sie auf der Spiegelfläche ein zweites Gesicht, einen Männerkopf mit einem blonden Vollbart, dieselbe Erscheinung, die sie sich seit Wochen vor die Seele zu rufen suchte und die doch immer wieder verblaßte, verschwand.

Nur einen Moment blieb sie regungslos vor Wonne und Entsetzen zugleich auf die Stelle gebannt. Dann aber schlug eine warm bewegte Stimme an ihr Ohr.

„Fräulein Laura, entschuldigen Sie, man führte mich hierher!“

Sie wendete den Kopf um; ein kurzer Ausruf entfuhr ihren Lippen, als sie den Ersehnten nun wirklich vor sich sah, nicht als geisterhaften Spuk, sondern lebendig, mit aufleuchtenden Augen.

In ihrer seligen Bestürzung stammelte sie ganz verwirrt: „Sie sind nicht auf dem Meere? Ich glaubte,

Sie wären fort, längst! Sie können doch nicht bis jetzt in den Bergen herumgewandert sein."

„Nein, gewandert bin ich allerdings nicht; aber in den Bergen war ich dennoch; ich mußte festliegen in einem kleinen Tirolerdörfchen und geduldig warten, bis mein verstauchter Fuß mich wieder weiter tragen wollte. Haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich abreisen würde, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben? Ich bin kein Held, Laura, nur ein schwacher Mensch mit einem Herzen voll Sehnsucht, und ich geize nach jedem Moment des Glücks, wenn ich ihn auch mit Schmerzen bezahlen muß. — O Laura," fügte er leiser, leidenschaftlicher hinzu, indem er ihre Hand faßte, „jener Augenblick am rauschenden Gletscherbach war ja so unsagbar traurig und so unsagbar schön zugleich! Aber ich sehe, ich komme zu ungelegener Stunde. Sie sind geschmückt zu einem Fest!"

Sie sah ihn lächelnd, schweigend an, die Bewunderung genießend, die ihr aus seinen Augen entgegenstrahlte. Dann sagte sie ganz leise: „Zu der Hochzeit meines Bruders."

Die Worte waren noch kaum über ihre Lippen gekommen, da hörte sie schon ein Jauchzen, dicht, ganz dicht an ihrem Ohr, denn Herbert hatte sie umschlungen und drückte sie fest an sich, ohne Rücksicht auf die Blumen, auf die zarte Seide ihres Brautjungferngewandes. Er sagte nichts, er küßte sie nur wieder und wieder mit rückhaltloser Leidenschaft, mit dem Ungestüm des Mannes, der die Schranke fallen sah, die ihn von der Geliebten trennte.

„Nicht wahr, Laura, nun bist Du mein," jubelte er dann und umschloß mit seinen beiden Händen ihr glühendes Gesicht und sah ihr tief und warm in die Augen, „nicht wahr, nun trennt uns nichts mehr! Du folgst mir auch über's Meer? Nun bist Du ja frei, und keine Macht der Welt soll Dich mir entreißen!"

— — — — — — — — — — — —

An der kleinen Hochzeitstafel war noch für einen weiteren Gast gedeckt worden, und als Laura mit dem Brautpaare von der kirchlichen Trauung zurückgekehrt war, zog sie den Bruder in eine stille Ecke und erzählte ihm mit fliegenden Worten ihren kleinen Roman. Dann schlang sie die Arme um seinen Hals und rief, halb weinend, halb lachend: „O, ich bin Dir so böse gewesen, so bitterböse, Reinald! Doch nun — nun habe ich Dich wieder lieb!"

Ein Schatten war über sein Gesicht geflogen, als er von der ernsten Trennung hörte und sein Zukunftsbild von einem friedvollen Leben zu Dreien zu nichte werden sah. Aber sein junges Weib war an ihn herangetreten und faßte zärtlich seine Hand. In ihrem bräutlichen Glücke, unter dem weißen Schleiergewoge, mit dem Blick der Hingebung in den schönen, emporgerichteten Augen, erschien sie ihm wie sein guter Engel, der ihn mit dem Leben wieder versöhnte. Er fühlte, wer so geliebt würde, wie er, der schulde dem Geschick unermeßlichen Dank und dürfe nicht murren, wenn es nicht alle Wünsche gewähren konnte.

Die Diamanten der Königin.

Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der bourbonischen Restauration.

Von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

1.

Um die Mittagszeit des 31. März 1814 zogen Russen und Preußen in Paris ein, welches in der Nacht sich ihnen ergeben und der Großmuth der Sieger empfohlen hatte. Wie Befreier wurden dieselben empfangen, die Volksmenge jauchzte ihnen zu, aus den Fenstern wehten unter Vivatrufen weiße Tücher, und ein Regen von Lilien fiel auf sie nieder. Er sollte den Wunsch der rührig gewordenen Royalisten ausdrücken, die Bourbonen wieder auf Frankreichs Thron zu erheben, nachdem das Kaiserreich Napoleon's zusammengestürzt war.

Eine wilde Volksmenge zog hinter den fremden Truppen her und rief trunken Lebehochs auf Ludwig XVIII. und Flüche auf Napoleon, der in Fontainebleau umstellt war. Die eigenen Geschöpfe seiner Macht erhoben sich jetzt nach seinem Fall gegen ihn und wollten mit ihrem Geschrei die Stimme der öffentlichen Meinung Frankreichs bedeuten.

Ein noch junger Mann hatte sich zum Anführer dieser Schaaren gemacht und ritt an ihrer Spitze, am Schweif seines Pferdes ein Kreuz der Ehrenlegion durch den Straßenschmutz zerrend. Man jubelte ihm für diese Be-

schimpfung des napoleonischen Ehrenzeichens zu. Ihm, wie einem Volkstribun von allgemeinem Vertrauen, folgte die fanatisirte Menge und stimmte wie toll in seine Rufe auf den König Ludwig XVIII. von Bourbon ein.

In Wahrheit kannte man ihn nicht einmal; doch hieß es, er sei ein Adeliger aus der Vendée und feiere jetzt den Tag der Rache, die er wegen der Erschießung nächster Angehöriger seiner bretagnischen Familie durch die Republikaner in den royalistischen Aufständen der Vendéer geschworen habe. Das genügte dem Pöbel, ihn auf den Schild zu erheben.

Er ritt nach dem Vendômeplatze, wo sich Napoleon als neuer Cäsar und Besieger der Oesterreicher und Russen eine stolze, eherne, thurmhohe Säule hatte errichten lassen, auf welcher in Bronze sein eigenes Standbild in römischem Kaiserornat sich erhob.

„Herunter mit dem Götzen!“ rief der Anführer der Schreier, und diese brüllten es ihm nach.

Im Nu waren Stricke und Taue da, schnell erstiegen einige Männer die Stufen im Innern der Säule bis zur Plattform, auf der sich die mächtige Napoleonsfigur befand, schlangen die Stricke um ihre Glieder wie um einen Gefangenen, der wehrlos dem Tode übergeben werden soll, und warfen die langen Enden auf den Platz hinunter, um die Hinrichtung zur Ausführung bringen zu lassen. Tausend Hände packten nach den Tauen und rissen daran mit Ungestüm. Der Anführer ließ Ordnung in das Gewühl bringen, wie im Schiffertakt die Seile ruckweise anziehen, und bald war das Attentat geschehen. Unter furchtbarem Triumphgejohle der Menge flog die Bildsäule von ihrem Stand herab auf das Pflaster und zerbarst in Stücke.

„Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII.!“ erscholl es darnach als Echo auf den begeisterungsvollen

Ausruf des jungen Mannes, welcher diese sonderbare Hinrichtung in Scene gesetzt hatte.

Der Vorgang machte natürlich ungeheures Aufsehen in Paris. Ueberall sprach man in den nächsten Tagen davon, zumal Napoleon noch immer mit seinen Garden im nahen Fontainebleau sich aufhielt, und Niemand gewiß war, was er thun, ob er sich wirklich unterwerfen und abdanken, oder aber noch einen verzweifelten Versuch unternehmen würde, sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen. Dann wehe Denjenigen, welche zu früh über seinen Sturz triumphirt und den Frevel an der Säule auf dem Vendômeplatz verübt hatten.

Nirgends aber war die Beunruhigung über den politischen Schwebezustand größer, als im Hotel des Fürsten Talleyrand in der Straße St. Florentin, wo der Kaiser Alexander von Rußland seine Wohnung genommen hatte. Talleyrand, der schlaueste Fuchs unter all' den Diplomaten jener Zeit, war die Seele der ganzen Politik, welche Napoleon's Beseitigung und die Thronerhebung Ludwig's XVIII. zum Ziel genommen. Er war das Haupt der provisorischen Regierung, welche er durch den Senat für Frankreich hatte einsetzen lassen. Hier gingen Kuriere und Depeschen Tag und Nacht ein und aus. Der alternde Staatsmann arbeitete mit seinem Sekretär Roux Laborie sogar auf Kosten seiner gewohnten Nachtruhe.

„Sie kennen also diesen Menschen?“ fragte der Fürst, als er eben einen Polizeibericht über die Vorgänge in Paris und auch über die Zerstörung der Napoleonsstatue sich hatte vorlesen lassen.

„Sehr gut, Durchlaucht. In letzter Zeit habe ich ihm auf seinen Wunsch öfters Rath in Börsengeschäften gegeben. Er spekulirt, ich glaube aber nicht glücklich.“

„Also eine zweifelhafte Existenz.“

„Ja. Aber ein Mann von sehr alter und vornehmer Familie. Ein Guerry=Maubreuil."

„Maubreuil?" fragte Talleyrand überrascht. „Ich kenne diese Familie sehr wohl. Sie hat auch den Namen nach ihrem Marquisat von Orvault."

„Ganz richtig, Monseigneur. Es sind Bretagner. Der Vater dieses Maubreuil=Orvault fiel in einer Schlacht; zwei seiner Oheime sind als Royalisten, die am Aufstand der Vendéer gegen die Republik sich betheiligten, kriegsrechtlich erschossen worden."

„Diese Familie aber ist, soviel ich weiß, sehr reich," forschte Talleyrand nachdenklich weiter.

„Möglich; aber gewiß ist, daß dieser Held vom Vendômeplatz, der das Kreuz der Ehrenlegion am Pferdeschwanz durch die Straßen schleifte, in seinen Vermögensverhältnissen sehr herunter gekommen ist."

„Woher hatte er das Kreuz?"

„Es ist offenbar das seinige gewesen. Er trug ein solches und hat es, soviel ich mich erinnere, in Spanien als Lieutenant im westfälischen Chevauxlegersregiment erhalten wegen besonderer Tapferkeit."

„So diente er doch unter Napoleon?"

„Er ließ sich am Hofe des Königs Jerome von Westfalen eine Stellung als Stallmeister und Jagdkapitän verschaffen. In Kassel muß er Furore gemacht haben bei Männern und Frauen, schlug sich mit jenen in Duellen und hatte Liebschaften mit diesen. Ein großer Spieler war er auch, und dadurch wird er wohl sein Vermögen verloren haben. Seit einiger Zeit lebt er schon als Glücksritter in Paris, nachdem er in Kassel seinen Abschied genommen hatte."

„Und nun macht er solche royalistische Demonstrationen? Das ist ein Abenteurer von der echten Sorte," lächelte der Fürst und blinzelte dazu scharf auf seinen Sekretär.

„Nicht viel besseres," erwiederte dieser. „Ein ehrgeiziger dazu."

„Roux, diesen Mann sollten Sie uns sichern! Er scheint mir der rechte zu sein, um ihn anzuregen, auf eigene Hand sich um die königliche Sache verdient zu machen. Dadurch könnte er seinen Ehrgeiz befriedigen und sich auch viel Geld verdienen. Solche verzweifelten Charaktere sind in Zeiten, wie die gegenwärtigen, unter Umständen sehr brauchbar."

Der Sekretär sah erwartungsvoll auf das welke Gesicht seines Herrn; aber dieser Meister aller Ränke ließ diesen Gegenstand seines Gespräches fallen und ging auf andere Dinge über.

Am nächsten Morgen in aller Frühe schickte Roux ein Billet an Herrn v. Maubreuil, in dem er ihn ersuchte, wegen einer wichtigen Mission zu einer Unterredung sich in seinem Kabinet einzufinden.

Maubreuil war nicht zu Hause.

Sechsmal im Laufe des Tages sandte der Sekretär seinen Boten an ihn. Immer vergebens. Erst Abends, nachdem Maubreuil nach Hause gekommen war und von dem zurückgelassenen Briefe Kenntniß genommen hatte, stellte er sich bei Roux ein.

Derselbe empfing ihn äußerst liebenswürdig, ließ ihn sich in einen Polstersessel setzen und kam zur geeigneten Einleitung seiner geheimen Vorschläge auf den Kaiser zu sprechen.

„Wie klar und ruhig," meinte er, „ließe sich Alles und zum Besten der Bourbonen ordnen, wenn der Kaiser in einem der letzten Gefechte gefallen wäre! So lange er noch eine Armee hat, ist er zu fürchten. So lange er in Frankreich ist, kann man nicht ruhig vor ihm sein. Sein Dasein ist die Wurzel all' der unsagbaren Schwierigkeiten, mit denen wir, mit denen Frankreich und die Bourbonen

zu kämpfen haben. Wunderbar eigentlich, daß sich nicht schon ein Patriot, ein beherzter Royalist gefunden hat, der seinem Vaterlande den unbezahlbaren Dienst geleistet hätte, den Schlächter ganzer Völker einfach im Namen der Hingeopferten niederzuschießen! — Herr Marquis, ist dies nicht wahr?"

Maubreuil verstand im Augenblick, weshalb er gerufen worden war, und warum der Vertraute des Fürsten Talleyrand solche verwegene Auslassung an ihn richtete. Er drehte an seinem dunklen Schnurrbart, ließ seine Augen zu denen des Sekretärs aufblitzen und entgegnete: „Ich würde mich keinen Augenblick besinnen, dieses Werkzeug der Vergeltung und der Rettung Frankreichs zu sein, wenn mir verbürgt würde, daß die Regierung einverstanden damit wäre."

„Seien Sie deswegen ohne Sorge, mein lieber Herr v. Maubreuil. Sie würden ja Ihr Leben bei einem solchen Unternehmen auf's Spiel setzen, und deshalb würde im Fall des Gelingens Ihnen eine glänzende Belohnung sicher sein."

„Dies," sagte der junge Mann offenherzig, „nahm ich auch als selbstverständlich an. Der Kopf Napoleon's wäre mit zehn Millionen gewiß nicht zu theuer bezahlt."

„Zehn Millionen?" rief Roux überrascht aus. Dann fuhr er mit der diplomatischen Ruhe, als handle es sich um ein gewöhnliches Geschäft, fort: „Das entspräche einer Rente von 200,000 Franken jährlich. Eine hübsche Rente, Herr Marquis!" Und Roux lachte nach dieser Bemerkung leise in sich hinein. „Ich gönnte sie Ihnen übrigens wahrhaftig. Sie würden dadurch Ihre Verhältnisse wieder ausgezeichnet gestalten. Für eine solche Heldenthat wäre dies auch nur eine wohlverdiente Belohnung. Denn gefährlich ist die Sache immerhin."

„Sie bemerkten," warf Maubreuil in wachsender Er-

regung ein, „daß Sie sich die Ausführung dieser Sache schon bedacht haben. Darf ich fragen wie, Herr Roux?"

„Hören Sie! In aller Kürze!" erwiederte der Sekretär darauf. „Der Kaiser will sein Spiel noch nicht verloren geben. Wir müssen uns gefaßt machen, daß noch eine Schlacht gegen ihn geliefert werden muß. In diesem Fall — wäre es nicht möglich, mit einer entschlossenen Reiterschaar den Kaiser auf dem Schlachtfelde aufzusuchen und im Getümmel des Kampfes ihn niederzustrecken? Er wäre in der Schlacht gefallen, ein ehrlicher Soldatentod ihm bereitet worden."

Die Phantasie des Herrn v. Maubreuil beschwingte sich. Er wurde Feuer und Flamme für die Ausführung einer That, welche auch ihm heldenhaft erschien und einem gemeinen Mord nicht gleich zu erachten war. Er, der Anführer einer Todesschaar, einer Rächerlegion, welche die Welt von dem großen Tyrannen mitten in seinem Verzweiflungskampfe gegen Preußen, Russen und Oesterreicher befreite — welch' ein Werk! Es mußte ihn berühmt, ihn unsterblich machen! Die Geschichte konnte nur seinen Namen in Ehren, und wenn er selber bei diesem Unternehmen fallen sollte, als den eines Märtyrers für sein Vaterland nennen!

„Ja!" rief er begeistert aus. „Das will ich thun. Aber ich brauche Leute dazu."

„So suchen Sie sich dieselben. Es gibt ihrer genug jetzt in Paris."

„Ich muß ferner Geld dazu haben."

„Verlangen Sie eine Summe. Ich gebe Ihnen zunächst so viel, als Sie brauchen."

„Also aus der Tasche des Herrn v. Talleyrand? Das heißt, Sie sagen mir dies Alles in seinem Auftrage?"

„Warum es leugnen?"

„Ah, ich verlange im glücklichen Fall aber mehr noch

als Geld, mehr als zehn Millionen! Für meine persönliche Ehre den Rang eines Generals."

„Sei es!"

„Einen Gouverneurposten in der Provinz, vielleicht in der Bretagne, wo meine Familie zu Hause ist."

„Handeln Sie, Herr Marquis, und Sie werden beim Erfolg die höchsten Ihrer Wünsche erfüllt sehen."

„Gut denn — rechnen Sie auf mich! Sagen Sie dem Fürsten Talleyrand, daß ich mich ihm zur Verfügung stelle!" —

Am nächsten Tage kam Maubreuil wieder zu Roux in dessen Kabinet, noch immer in heller Begeisterung. Er erklärte, zur Ausführung seines Vorhabens eine bessere Idee gefunden zu haben, er wolle sich, was bei der Sammlung der versprengten Soldatenmassen leicht sei, als französischer Soldat verkleidet in ein Regiment zu Fontainebleau einreihen lassen und da seine Leute gewinnen, was ihm sicher gelingen werde.

2.

Inzwischen aber verlor sich die Befürchtung, daß Napoleon noch weiter kämpfen werde. Die letzten Stützen fielen von ihm ab, die letzten Hoffnungen brachen ihm zusammen. Er zeigte sich nun auch bereit, abzudanken und als Souverän von Elba in's Exil zu gehen. Maubreuil mußte daher wieder einen anderen Plan fassen, dessen Ausführung ihm die verheißene Belohnung verschaffen würde. Er warb einige Leute, die ihm blindlings zu folgen gelobten. Es sollte sich jetzt um einen Handstreich handeln, wenn Napoleon seinen Weg von Fontainebleau nach Südfrankreich machte, um nach der Insel Elba zu gelangen. Der Weg war weit, unterwegs konnte sich wohl eine günstige Gelegenheit bieten, den Kaiser zu über-

fallen. Aber Maubreuil wollte sich und sein Unternehmen durch die Autorität der jetzt regierenden Macht in Frankreich ausdrücklich gedeckt wissen; der Fürst v. Talleyrand sollte auch die Versprechungen seines Sekretärs förmlich bekräftigen.

„Gut," sagte Roux darauf. „Sie sollen Alles erhalten, was Sie zur Bürgschaft meiner Worte begehren. Sie werden eine schriftliche Ermächtigung von Amtswegen erhalten und den Fürsten Talleyrand hier sehen."

In der That, bei einem neuen Besuche Maubreuil's im Geheimkabinet desselben erschien Talleyrand, der Chef der provisorischen Regierung, um mit seinem Sekretär einige Worte zu wechseln. Er sah den Marquis, grüßte ihn durch eine freundliche Bewegung und humpelte mit seinem Klumpfuße dann an ihm vorüber.

Für Maubreuil bedeutete dies eine Anerkennung seiner Mission.

Am 12. April zog der Graf von Artois, der Bruder des zurückberufenen Königs Ludwig XVIII., als dessen Generalstatthalter in Paris ein und nahm die Zügel der Regierung in die Hand. Roux versicherte Maubreuil, dies ändere nichts an dem Abkommen mit ihm, da Fürst Talleyrand als Minister der wahre Regent Frankreichs sei. Am 17. April erhielt Maubreuil, der sich auch noch mit Vanteaux, dem Geheimsekretär des Grafen von Artois, einem seiner Freunde aus früherer Zeit, in vertraute Beziehung gesetzt hatte, fünf gesiegelte Urkunden: vom obersten Polizeiamt in Paris, vom Kriegsminister, dem Generalpostmeister, dem russischen General Baron Sacken, zur Zeit Gouverneur von Paris, und dem russischen Generalstabschef unterzeichnet, welche allesammt die Behörden aufforderten, Herrn v. Maubreuil — in den russischen Vollmachten wurde er sogar als General bezeichnet — in seiner „geheimen Mission von höchster Wichtigkeit" zu unterstützen

Im Namen des Königs Ludwig XVIII. hielt sie Maubreuil auf, zeigte seine Vollmachten und erklärte, ihr Gepäck untersuchen zu müssen.

Die Königin erkannte sogleich in Maubreuil ihren ehemaligen Stallmeister in Kassel. Sie berief sich auf ihren Paß, auf ihren Rang, und protestirte gegen die Zumuthung, die Schlüssel zu ihren Koffern herzugeben. Maubreuil aber ließ die Koffer vom Wagen nehmen und drohte, sie aufbrechen zu lassen, wenn er die Schlüssel nicht erhalte. Darauf gab endlich die Exkönigin entrüstet die Schlüssel her.

„Wenn man," rief sie Maubreuil zu, „unser Brod gegessen hat, wie Sie, so übernimmt man solche Aufträge nicht. Was Sie thun, ist abscheulich."

Nicht ohne Verwirrung erwiederte Maubreuil darauf: „Ich bin hier nur der Kommandant der bewaffneten Macht. Reden Sie mit dem Kommissär; ich werde thun, was er befiehlt."

Damit wies er auf seinen Spießgesellen Dasies, zu dem die Königin nun sagte: „Sie bemächtigen sich alles dessen, was mir gehört. Ludwig XVIII. hat sicherlich niemals solche Befehle ertheilt. Ich schwöre Ihnen auf meine Ehre und mein Wort als Königin, daß ich nichts der Krone Frankreich Gehöriges habe."

„Halten Sie uns nicht für Banditen," entgegnete Dasies. „Wir haben unsere Befehle. Alle diese Kasten hier müssen mit Beschlag belegt werden."

Er zeigte auf die Kasten und Schatullen, welche sich noch im Wagen der Königin befanden. Eine enthielt 84,000 Franken in Gold, das Reisegeld der Königin; die anderen bargen ihre Juwelen und Diamanten, sowie ein Necessaire ihres Gemahls, wozu der Schlüssel nicht mitgegeben war.

Dasies ließ Alles durch die Soldaten in einen schon bereit stehenden Wagen schaffen.

„Ist es möglich,“ zürnte die Königin, „daß Sie nicht nur meine Schmucksachen nehmen, sondern auch mein Geld, und mich, von Allem entblößt, auf offener Landstraße sitzen lassen!“

„Madame,“ sprach Maubreuil, „ich bin nur der Vollstrecker der Anordnungen der Regierung. Ich habe Ihre Koffer unversehrt nach Paris zu schaffen. Alles, was ich für Sie thun kann, ist, Ihnen meine Geldtasche zu geben. Sie enthält hundert Napoleond'ors.“

Die Königin mußte in ihrer Noth diese Demüthigung auf sich nehmen, mit einem Darlehen Desjenigen, der sie ausplünderte, weiter zu reisen. Ihr Begleiter zählte das übergebene Geld nach. Es waren nur 84 Goldstücke. Die Königin wollte es so bald als möglich an Herrn v. Maubreuil zurückzahlen lassen. Sie erklärte sich auch bereit, selbst mit ihren Schmuckkästen nach Paris zurückzukehren, oder wollte mindestens so lange bei ihnen bleiben, bis sie dieselben einer Behörde vertrauensvoll übergeben könne. Statt aller Antwort hieß Maubreuil sie mit ihrem Gefolge in ihre Wagen steigen, bestimmte ein paar Reiter als Begleitmannschaft und befahl dem Kutscher, die Straße nach Dijon einzuschlagen, dem Postmeister von Fossard dagegen, binnen drei Stunden an Niemanden ein Pferd herzugeben.

Maubreuil seinerseits fuhr mit Dasies unter militärischer Bedeckung nach Paris, und sandte dahin den größten Theil des Raubes voraus mit einem Briefe an Vanteaux, den Sekretär des Grafen von Artois, in dem es hieß:

„Alle diese Effekten sind der Königin von Westfalen abgenommen worden, nicht ohne Mühe, versichere ich Dich, und nicht ohne Drohungen, die aber den Eifer nicht beeinträchtigen konnten, welche ich für die Interessen unseres Königs aufbiete, um ihm seine Kleinodien und sein Geld

wieder zu verschaffen. Ich bin auf der Verfolgung noch anderer und bedeutenderer Werthsachen."

3.

In Paris angekommen, war Maubreuil's und Dasies' erster Gang in die Wohnung Vanteaux', des Sekretärs des Grafen von Artois.

Die beiden Kumpane waren nicht wenig bestürzt, als sie, statt Lobeserhebungen und Belohnungen zu ernten, sogleich für verhaftet erklärt und nach der Polizeipräfektur abgeführt wurden.

Denn inzwischen hatte die Königin Katharina von dem, was ihr in Fossard zugestoßen, an ihren Oheim, den Zaren Alexander, berichtet, seine Hilfe angerufen, Genugthuung und Rückgabe ihrer Koffer verlangt, von deren Inhalt sie ein genaues Verzeichniß beifügte. Alexander war empört über den Banditenstreich, wandte sich sogleich an Talleyrand, und dieser befahl aus Furcht vor dem erzürnten und zur Zeit allmächtigen Kaiser von Rußland die strengste Untersuchung gegen Maubreuil und seine Helfershelfer.

Das Werkzeug mußte geopfert werden, wenigstens scheinbar.

Man untersuchte jetzt amtlich den Inhalt der geraubten Kasten, und da fand sich, daß fast alle Diamanten und Juwelen, deren Werth die Königin auf drei Millionen schätzte, sowie alles Bargeld verschwunden waren.

Maubreuil leugnete mit Entrüstung, den Diebstahl begangen zu haben. Er wollte überhaupt nur die Anweisungen befolgt haben, die ihm aus dem Kabinet des regierenden Grafen von Artois zugekommen waren. Als man bei einer Haussuchung in seiner und Dasies' Wohnung

einige Ringe und Perlengeschmeide geringen Werthes fand, erklärte er, daß dies ein Schurkenstreich sei, den man ihm spiele, und sowohl Talleyrand als den Grafen von Artois für Halunken, die ihn um Freiheit und Ehre bringen wollten, um sich selbst zu decken. Er zögerte nun auch nicht mehr, den wahren Zweck seiner geheimen Mission zu enthüllen. Er erklärte, daß man ihn gedungen habe, Napoleon zu ermorden; er sei scheinbar auf diese Absichten der hohen Herren eingegangen, um dadurch zu verhindern, daß ein Anderer den Mord an dem Kaiser begehe, dessen Rettung er somit durch seine Haltung bewirkt habe. Jetzt, wo der Anschlag mißlungen sei, suche man sich seiner zu entledigen, indem man ihn zum Diebe stemple. Seine Auftraggeber aber würden es wohl besser wissen, wie er, wo die Diamanten der Königin von Westfalen geblieben seien.

Der Untersuchungsrichter ließ Talleyrand und den Grafen von Artois über die furchtbaren Anklagen Maubreuil's nicht in Zweifel, und um ihre Verlegenheit noch zu mehren, drang der Zar immer wieder auf Bestrafung des Schuldigen und auf Zurückgabe der Schätze, welche seiner Nichte gehörten. Auch der König Friedrich von Württemberg forderte dies als Vater der Beraubten, und ebenso ließ es Jerome und die Königin selber nicht an neuen und scharfen Beschwerden fehlen.

Daraus hätte man sich nun dort keine Sorge gemacht; aber den Kaiser Alexander wagte man nicht mit Ausflüchten fortgesetzt abzuspeisen. So ließ man auch noch die übrigen Genossen Maubreuil's bei seiner Wegelagerei in's Gefängniß setzen, um zu zeigen, daß man alles Mögliche thue, den geheimnißvollen Diebstahl aufzuklären.

Da — es war im August — zog „zufällig" ein Polizeiagent Namens Huet beim Fischen in der Seine gegenüber den Tuilerien einen Kamm mit Diamantenbesatz empor,

den er seinem Vorgesetzten ablieferte und der als der ehemaligen Königin von Westfalen gehörig erkannt wurde. Und als man darauf, zwar erst vierzehn Tage später, an der Fundstelle genau nachsuchen ließ, fischte man noch mehrere Gegenstände heraus, welche Theile des verschwundenen Juwelenschatzes der Königin gewesen waren und alle zusammen etwa die Hälfte seines Werthes bedeuteten. Davon gab die französische Regierung dem russischen Kaiser triumphirend Kenntniß, ließ aber die aufgefundenen Schmucksachen bei Gericht hinterlegen, weil sie im Prozeß gegen Maubreuil nothwendige Beweisstücke bildeten. Dieser sollte sie natürlich selber oder durch seine Leute haben in die Seine werfen lassen, obwohl es sich nicht begreifen ließ, daß er dies gethan haben würde, ehe er nur ahnen konnte, daß ihm eine Verhaftung bevorstände. Auch machte die wunderbare Auffischung des Kammes gerade durch einen Polizeibeamten ein so skandalöses Aufsehen, daß die Behörde nicht umhin konnte, auch diesen verhaften zu lassen.

Immer bedenklicher für die neue königliche Regierung wurde die Frage laut: „Wer ist der Dieb?“ Man zeigte mit Fingern auf den Pavillon Marsan, wo der Graf von Artois, der Bruder des Königs, wohnte; allbekannt war es ja, daß er sich den der Kaiserin Marie Luise in Blois abgenommenen Schatz hatte übergeben lassen, und ihn erst auf eine drohende Vorstellung des Finanzministers an die französische Staatskasse ausgeliefert hatte, wobei er 500,000 Franken davon als für die Bedürfnisse seines Hauses nöthig behielt.

Der Prozeß wollte auch nicht vorwärts gehen. Niemand der Verhafteten gestand etwas oder wußte etwas über das Verbleiben der Diamanten der Königin Katharina und ihrer Reisekasse zu sagen. Man ließ Huet und die Bedienten daher wieder los.

Am 10. Oktober brachte man Maubreuil und Dasies aus der Präfektur nach einem anderen Gefängniß. Unterwegs wurde der Wagen, in dem sie saßen, von einer Bande angefallen, welche die Thüren aufriß, damit die Gefangenen entfliehen könnten. Dasies benutzte die Gelegenheit und verschwand spurlos; Maubreuil aber blieb zurück. Er wollte sein Urtheil haben.

Am 3. Dezember führte man ihn vor das Zuchtpolizeigericht. Ehe es jedoch zur Verhandlung kam, erachtete sich dasselbe für nicht zuständig und verwies die Anlegenheit an den Kriegsminister zur Erledigung im Verwaltungswege.

Wieder währte es etliche Monate, bis in der Sache etwas geschah. Es war Mitte März 1815; Kaiser Napoleon war von Elba entwichen und rückte in Eilmärschen auf Paris. Die Bourbonen packten über Hals und Kopf ihre Sachen in den Tuilerien. Am 19. März war Napoleon im Schlosse von Fontainebleau, am nächsten Tage stand ihm die Hauptstadt offen. Und an diesem 19. März, an dem die königliche Familie schon ihr Reich wieder verloren hatte, mußte Ludwig XVIII. noch ein Dekret erlassen, welches die Angelegenheit Maubreuil für erledigt, ihn für frei erklärte und die Akten des Prozesses zu vernichten befahl.

In der Nacht verließ der König mit den Mitgliedern seiner Familie Paris, und zur selben Zeit öffneten sich für Maubreuil die Thore der Abtei, wo er zuletzt gefangen gehalten war.

Napoleon regierte nun wieder. Kaum acht Tage, und Maubreuil wurde auf Befehl des Kaisers auf's Neue verhaftet. Was von den Diamanten der Königin in der Seine aufgefunden war, ließ Napoleon jetzt auch ungesäumt seiner Schwägerin zurückstellen. Die Aufklärung des Diebstahls war wahrscheinlicher geworden.

Da gelang es Maubreuil mit Hilfe eines Marquis v. Brosse, aus seinem Gefängniß in der Polizeipräfektur zu entfliehen. Der Marquis v. Brosse, behauptete Maubreuil später, war ein Agent des Grafen von Artois gewesen.

Der Flüchtling begab sich unter vielen Schwierigkeiten nach Belgien, und zwar nach Gent, wo Ludwig XVIII. seinen Aufenthalt genommen hatte.

Er wollte den Bourbonen zu Leibe gehen.

Die holländische Regierung jedoch ließ ihn aufheben und an die Preußen in Lüttich abliefern, die sich jedoch mit diesem Manne und der schmutzigen Geschichte, deren Held er war, nicht befassen wollten.

Sie ließen ihn laufen.

Nachdem die Schlacht von Waterloo dem Kaiserreich abermals ein Ende bereitet und den Bourbonen Frankreich wieder überliefert hatte, tauchte Maubreuil in seiner bretonischen Heimath auf. Im Juni 1816 wurde er daselbst, weil der Prozeß gegen ihn von Neuem aufgenommen werden sollte, verhaftet, nach Paris gebracht, und am 22. April 1817 fand nun wirklich die Verhandlung gegen ihn vor dem Zuchtpolizeigericht statt. Es gab ungeheure Auftritte dabei. Maubreuil, der Angeklagte, trat als Ankläger auf, und schonte weder Talleyrand noch den Grafen von Artois. Die Empörung der Pariser über diese beiden Herrn und die Aufregung über den Schandprozeß wurde so groß, daß man die Sache dem Gericht in Douai übertragen mußte, welches am 6. Mai 1818 Maubreuil wegen Veruntreuung anvertrauten Gutes zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilte.

Aber Maubreuil war nicht mehr da. Fünf Monate vorher, am 1. Januar 1818, war er bereits aus dem Gefängniß in Douai entwichen. Der von der öffentlichen Stimme seit Jahren geforderte Prozeß war zwar endlich

zu einem rechtlichen Abschluß gebracht worden, doch sein viel berufener Held war verschwunden, als solle die persönliche Freiheit, die ihm ein im Geheimen thätiger Beschützer verschafft, einen aus Dankbarkeit mundtodten Mann aus ihm machen.

Er dachte nicht daran. In seinem Innern gährte der langjährige Grimm über die Art, wie ihm von den Bourbonen mitgespielt worden, noch wilder durch den Schimpf der Verurtheilung, welche ihn unwiderruflich als den Dieb der Diamanten der Königin Katharina hinstellte. In seiner Ohnmacht, unter dem herrschenden bourbonischen Regiment die allgemeine Schuld enthüllen zu können, wollte er doch durch Proteste und immer neues Aufrühren der schmutzigen Geschichte seine Rache ausüben. Seiner Verurtheilung trotzend, kam er 1821 kecklich nach Paris und mit seinen Anklagen zum Polizeipräfekten.

Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn einsperren zu lassen. Dann, ohne seine fünfjährige Verurtheilung zu berücksichtigen, brachte man ihn als Verwiesenen an die belgische Grenze.

Einige Zeit darnach war Maubreuil wieder in Frankreich und erschreckte Regierung und Kammer durch eine dieser letzteren eingereichte Petition, in der er umständlich seine Geschichte in Bezug auf den ihm angetragenen Mordplan gegen Napoleon und auf die gestohlenen Diamanten der Königin darlegte, um seine Verdienstlichkeit in dem einen und seine Schuldlosigkeit im andern Fall nachzuweisen. Sofort warf man ihn in's Gefängniß. Bald aber ließ man ihn wieder, als sei er ein Narr, laufen.

Außer sich vor Ingrimm und Rachedurst war er wohl beinahe unzurechnungsfähig geworden. Der Mann, den er am meisten in Verdacht hatte, auf ihn die Schmach des Diebstahls heimlich abgeladen zu haben, bestieg als Karl X. den Thron und war ihm unnahbar. Derjenige,

den er als den eigentlichen Urheber der Verrätherei gegen ihn ansah, Fürst Talleyrand, erfreute sich als von den Geschäften längst zurückgetretener Staatsmann seines Ruhmes, seines Wohllebens und der riesigen Reichthümer, die er sich hatte in seinem Amt zu — erhandeln gewußt. Er aber, Maubreuil, Marquis v. Orvault, welcher 1814 für die Rückberufung der Bourbonen unter den Parisern so erfolgreich Stimmung gemacht, war von ihnen beschimpft und verfolgt worden; er, dem Talleyrand durch seinen vertrauten Sekretär Millionen und Ehren hatte anbieten lassen, war arm und ein verfehmter Mann!

Am 20. Januar 1827 wurde des Jahrestages der Hinrichtung Ludwig's XVI. wieder durch einen feierlichen Gottesdienst in der Kirche von St. Denis gedacht. Der ganze Hof hatte sich dazu eingefunden, die höchste Beamtenschaft, die fremde Diplomatie, eine erlauchte Gesellschaft Frankreichs; auch der Fürst von Talleyrand-Perigord, Herzog von Dino, noch immer rüstig mit seinen 73 Jahren. Als die Messe vorüber war, und die Versammelten sich nach dem Ausgang der Kirche begaben, drängte sich Maubreuil durch die Menge auf Talleyrand zu, der langsam seinen dürren Körper fortschleppte und aus seinem erdfarbenen, zusammengeschrumpften Gesicht mit dem zahnlosen breiten Mund seine kleine Fuchsaugen über die abgehende königliche Familie schweifen ließ. Der racheglühende Vendeér schlug ihm derartig in's Gesicht, daß der Greis ohnmächtig zusammenstürzte. Ein furchtbarer Aufruhr folgte diesem Vorgange in der Kirche. Man riß den Frechen, der sich an dem Fürsten vergriffen, zu Boden, und die Polizei bemächtigte sich seiner.

Jetzt erkannte man erst, daß es Herr v. Maubreuil war, der an Talleyrand auf diese Weise Rache geübt hatte. Sein nicht vergessener Name unheimlichen Rufes und die

skandalöse Geschichte, die damit verknüpft war, hallte von Neuem durch ganz Frankreich.

Wieder mußte man Maubreuil einen Prozeß machen. Es handelte sich um die Bestrafung für ein rohes Attentat auf den greisen Talleyrand. Aber es wurde abermals aus diesem Prozesse eine sturmvolle Anklage wegen Mord und Diebstahl gegen Talleyrand und die Bourbonen, und Maubreuil hatte seinen Zweck erreicht, gegen seine Feinde einen furchtbaren Schlag zu führen. Er wurde zwar zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, aber mit dem Ablauf dieser Zeit stürzte auch unter den Verwünschungen des Volkes von Paris der Thron der verhaßten Bourbonen in der Julirevolution von 1830 zusammen, und Maubreuil hatte die Genugthuung, daß er durch seinen letzten Prozeß sein redliches Theil dazu beigetragen.

Seitdem verschwand er für die Geschichte. Er lebte noch unter dem zweiten Kaiserreiche, und als einen in seinem altfränkisch-edelmännischen Auftreten wunderlich erscheinenden Greis sah man ihn auf den Straßen von Paris dahinwandeln, dürftig gekleidet, aber mit der Haltung eines großen Herrn. In den Palästen des bretonischen Adels, auf den Ministerien, auch aus dem Kabinet Louis Napoleon's empfing er Unterstützungen, von denen er lebte.

Bis in seine letzten Lebenstage aber gerieth er in die höchste Aufregung, wenn er von den alten Zeiten erzählte und von dem Bubenstück, das Talleyrand und der Graf von Artois an ihm verübt hatten.

Die Diamanten aber der Königin von Westfalen, soweit man sie nicht aus der Seine gefischt, waren und blieben verschwunden bis heute.

Etikette zur See.

Bilder vom blauen Wasser.

Von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Wie es eine eigene Seemannssprache gibt, so hat sich im Laufe der Zeit auch eine eigene seemännische Form internationaler Höflichkeit ausgebildet, welche von den Seeleuten aller Staaten beobachtet wird. Kauffahrtei- und Kriegsschiffe erfüllen pünktlich die eigenthümlichen Gesetze dieser Höflichkeit, namentlich ist diese Etikette bei den letzteren, da sie ja immer die Vertreter des Landes sind, dem sie angehören, und in ihrer Flagge gleichsam die Nationalehre verkörpert ist, natürlich eine noch viel strengere, als bei den Kauffahrteischiffen, und auf die Regelung und Einhaltung dieser Etikette zur See wird ein dem Binnenländer schwer verständliches Gewicht gelegt.

Alle diese Förmlichkeiten sind aber keineswegs ohne Bedeutung, sie sind nicht willkürlich erfunden, sondern im Laufe der Zeiten entstanden, und oft tragen sie den Charakter von Disziplinarmaßregeln oder von Maßregeln zur Erhaltung der Sicherheit und Hilfsbereitschaft.

Auf jedem einzelnen Schiffe gibt es bestimmte Formen der Etikette. So ist z. B. das Achterdeck, d. h. der hintere, erhöhte Theil des Oberdecks, ein geheiligter Raum auf allen Kriegsschiffen. Nur Offiziere dürfen ihn außerdienstlich betreten, und auch diese sind verpflichtet, dem

Achterdeck beim Betreten desselben ihre Ehrerbietung zu erweisen, indem sie dasselbe militärisch grüßen. Bei den Offizieren geschieht dies durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, bei den Mannschaften dadurch, daß sie eine dienstliche Haltung und einen strammen Schritt annehmen.

Aber auch auf dem Achterdeck selbst, dem Aufenthaltsort der Offiziere und des Kommandanten, gibt es Unterschiede. Die Steuerbordseite, d. h. die rechte Seite in der Fahrtrichtung des Schiffes, bleibt für den Kommandanten und den wachegehenden Offizier, die Backbordseite gehört den anderen Offizieren. Nie, mit Ausnahme des Falles, daß das Deck am Morgen gewaschen wird, darf ein Unteroffizier oder ein Matrose das Achterdeck betreten, wenn er dazu nicht eine dienstliche Veranlassung hat. Das Achterdeck wird dadurch gewissermaßen zu einem geheiligten Raum, den der Seemann mit einer gewissen Scheu betrachtet, und man hat die Erfahrung gemacht, daß unbotmäßige Charaktere, welche geradezu Meuterungsgelüste hatten, es nicht gewagt haben, das Achterdeck des Kriegsschiffes zu betreten. Wiederholt ist es vorgekommen, daß ein betrunkener oder durch Leidenschaft unzurechnungsfähiger Mann in dem Augenblicke, in dem er dienstlich auf das Achterdeck gerufen wurde, wieder zu Verstande kam und sich bewußt wurde, unter dem Banne der Manneszucht zu stehen, die eisern, wie im Landheere, so auch in der Marine herrscht.

Die Steuerbordseite, die oben erwähnt wurde, ist überhaupt die Ehrenseite des Schiffes. Liegt ein Schiff im Hafen, so werden an den beiden Längsseiten an Tauen Treppen, Fallreeps genannt, heruntergelassen, an deren unterem Ende man mit einem Boote anlegen und dann das Schiff erklimmen kann. Die Steuerbordseite ist für Offiziere bestimmt; lediglich Offiziere und im Offiziersrange

stehende Personen, dann aber alle Ehrengäste, die nicht Militärs sind, legen an der Steuerbordseite an und kommen auf dem Steuerbordfallreep an Bord, alle anderen Personen, ebenso alle Ladungen und Lasten werden von der Backbordseite aus an Bord befördert.

Liegt ein Kriegsschiff im Hafen, so wird ein besonderer Fallreepsdienst eingeführt, bei dem eine ganze Menge von eigenthümlichen Formen im Auge behalten werden müssen. In der deutschen Marine wird es damit folgendermaßen gehalten. Liegt das Schiff im eigenen oder im fremden Hafen, so befindet sich an Deck beständig eine Wache von ungefähr sechzehn bis zwanzig Mann. Den Dienst der Offiziere thun jetzt die Steuermannsmaaten, d. h. diejenigen Unteroffiziere, welche später Deckoffiziere, Steuerleute und Obersteuerleute werden. In dieser Zeit ist ihnen die Kommandobrücke zugänglich, weil sie der höchste Ort des Schiffsdeckes ist, und man von da aus den besten Ueberblick hat. Die Etikette schreibt vor, daß die Kommandobrücke sonst nur von dem Kommandanten, dem Navigationsoffizier und dem wachthabenden Offizier betreten werden darf, d. h. die anderen Offiziere dürfen die Kommandobrücke nicht betreten, wenn sie dort nicht dienstlich etwas zu thun haben.

Der Steuermannsmaat, der die Wache geht, ist mit einem Fernrohr versehen, mit welchem er beständig den Horizont absucht, um die ein- und ausgehenden Schiffe zu beobachten, Meldungen zu machen, wenn fremde Kriegsschiffe in den Hafen ein- oder auslaufen, deren Flagge salutirt werden muß, und darauf zu achten, daß nicht eine unvorhergesehene Gefahr das Schiff überrascht, wie z. B. ein plötzlich sich erhebender Sturm, eine sogenannte Böe, oder die Gefahr, durch ein Fahrzeug, das schlecht gesteuert wird, angerannt zu werden. Die Mannschaften und Wachen sind an verschiedenen Posten vertheilt und

halten ebenfalls, trotzdem das Schiff im Hafen liegt, scharfen Ausguck. Sie melden, wenn Boote des Schiffes sich nahen, dem Steuermannsmaat, und dieser meldet es dem an Bord befindlichen ältesten Offizier. Ein Theil der Leute, der nicht die Posten besetzt hat, ist auf Deck stets bereit, um die Fallreepsehrenwache zu stellen. Diese Mannschaften heißen die „Fallreepsgasten" und müssen stets am Fallreep bereit stehen, um, wenn nöthig, mit dem Gewehr die Ehrenbezeugungen zu erweisen.

Der Kommandant will z. B. an Land gehen. Einer der Bootsmannsmaaten pfeift „die Gig klar!" d. h. ein kleines Boot, welches zum alleinigen Gebrauch des Kommandanten bestimmt ist, soll ausgesetzt werden. Die Mannschaften, die für die Bedienung der Gig bestimmt sind, lassen das kleine Fahrzeug an der Steuerbordseite herunter und legen mit ihm am unteren Ende des Steuerbordfallreeps an. Die Fallreepsposten treten an, und der Maat der Wache kommandirt: „Richten! — Präsentiren des Gewehrs!" — Kommt ein Flaggoffizier, d. h. der Kommandant eines Geschwaders, ein Admiral, ein Prinz des königlichen Hauses oder gar der Kaiser selbst an Bord, so schlägt der Trommler an Bord auch noch Marsch, d. h. mehrere Wirbel, und die Bootsmannsmaaten der Wache begleiten diese Wirbel mit langanhaltenden Trillern ihrer Signalpfeifen.

Nehmen wir nun an, das Schiff sei soeben erst in einen fremden Hafen eingelaufen, habe hier keine anderen Kriegsschiffe getroffen, und der Kommandant begebe sich an Land, um sich bei dem Generalkonsul des Deutschen Reiches, der in dem Hafenorte lebt, zu melden. Der Kommandant des Schiffes ist zwar Kapitän zur See, aber der Generalkonsul steht höher im Range, wie er, demgemäß muß zuerst der Kommandant dem Generalkonsul seinen Besuch machen, um sich zu erkundigen, ob dort Depeschen der

Regierung oder sonst Nachrichten und Vorschriften für ihn liegen. Der Kommandant, der in großer Gala ist, kehrt nach einiger Zeit von dem Besuche zurück, die Ausguckposten melden: „Gig kommt zurück!" Die Fallreepsgasten treten an, und zwar ein Theil mit Gewehr, der andere Theil ohne Gewehr. Zwei Mann stehen am Fuße des Fallreeps, um, wenn die Gig anlegt, dem aussteigenden Kommandanten Hilfe zu leisten. Wenn auch die See ruhig ist, bewegt sich doch das Wasser beständig, und das Boot schwankt auf und nieder; das Betreten des Schiffes ist daher gar nicht so leicht. Jeder Offizier und Ehrengast, der über die Steuerbordseite auf das Schiff kommt, erhält daher zur Hilfe beim Besteigen des Fallreeps zwei Mann, die ihm dicke Tauenden in das Boot reichen, damit er sich an ihnen festhalten und auf die Treppe steigen kann.

Am oberen Ende der Treppe stehen wieder zwei Fallreepsgasten; ist der Offizier, der kommt, aber ein Admiral oder Flaggoffizier, sogar vier Fallreepsgasten, welche ihm den Mantel abnehmen oder sonstige Dienste leisten. Am Abend sind diese Fallreepsgasten mit Laternen versehen.

Der Generalkonsul muß nach der Etikette den Besuch des Kommandanten sofort erwiedern. Eine Stunde später sieht man daher vom Lande ein Boot abstoßen, das an seinem Hintertheil die deutsche Kriegsflagge führt. Der Ausguckposten meldet das, und da man weiß, wer ankommt, werden alle Vorbereitungen an Bord getroffen, um der Schiffsetikette zu genügen. Sobald das Boot auf Hörweite herangekommen ist, wird es angerufen und zwar mit dem auch auf Kauffahrteischiffen üblichen „Boot ahoi!" Es erfolgt die Antwort, wer sich in dem Boote befindet, und auf den Ruf des Postens treten die Fallreepsgasten nebst der Wache an. Zwei Mann empfangen den Generalkonsul unten am Steuerbordfallreep, vier Mann stehen

oben für ihn an Deck bereit. In dem Augenblicke, in dem sein Fuß das Deck betritt, kracht der erste Kanonenschuß; neun Schüsse werden zu Ehren des Generalkonsuls abgefeuert. Der Kommandant kommt dem Besucher in voller Gala entgegen, die Ehrenwache präsentirt, die Trommeln wirbeln, die Bootsmannspfeifen trillern dazwischen, und der Generalkonsul und der Kommandant ziehen sich auf einige Zeit in die Kajüte des Letzteren zurück. Beim Verlassen des Schiffes wiederholen sich diese Ehrenbezeugungen, nur daß nicht Salut gefeuert wird.

Auch für die Salutfähigkeit eines Schiffes gibt es besondere internationale Vorschriften. So soll z. B. kein Schiff, das weniger als zehn Kanonen führt, Salut feuern, ebenso wenig einen Salut erwarten.

Das Anlegen von Booten hat ebenfalls nach verschiedenen Etiketteregeln zu geschehen. Kommt ein Boot mit Mannschaften vom Land zurück oder bringt es Proviant und Ladung, so ruft der Posten, der es zuerst erblickt: „Kutter kommt zurück!" oder: „Pinasse kommt zurück!" Er ruft aber dann das Boot nicht mehr besonders an und sorgt nur dafür, daß es vorschriftsmäßig am Backbordfallreep anlegt und nicht etwa an die Steuerbordseite kommt. Kommt ein Boot, dessen Insassen der Posten nicht kennt, so ruft er dasselbe an und bekommt, wenn es ein Boot des eigenen Schiffes oder der eigenen Marine ist, je nach den Umständen verschiedene Antworten. Der Steuermann des Bootes nämlich, das einen Offizier an Bord hat, antwortet auf das: „Boot ahoi!" des Postens: „Ja, ja!" Ist kein Offizier im Boote, aber doch vielleicht eine Person, die das Recht hat, von der Steuerbordseite auf das Schiff zu kommen, so lautet die Antwort: „Nein, nein!" Befindet sich aber ein Kommandant im Boote, so wird als Antwort der Name des Schiffes gerufen, dessen Kapitän der Kommandant ist. Geht das Boot nur

vorbei, so ruft der Steuermann: „Passirt!“ Befindet sich ein Flaggoffizier im Boote, so lautet die Antwort: „Stander!“ Ist ein Admiral darin: „Flagge!“ Befindet sich endlich der deutsche Kaiser im Boote, so lautet die Antwort: „Standarte!“

Der Besuch des Kaisers als des Höchstkommandirenden der Marine erfordert natürlich die höchsten Aufwendungen der Etikette. Nur vier Fallreepsgasten werden dem Kaiser gestellt, aber es sind nicht Mannschaften, sondern Offiziere. Die ganze Besatzung steht an Deck, in manchen Fällen stehen die Matrosen sogar auf den Raaen, und mit donnerndem Salut der Geschütze, mit Präsentirmarsch und allen Ehrenbezeugungen, die dem Oberhaupte des Reiches und der Flotte gebühren, wird der Kaiser empfangen.

Originell ist auch die Art und Weise, wie die Mannschaften den Booten Ehrenbezeugungen erweisen. Begegnet ein Boot mit einem Offizier einem Boote, in dem sich ein anderer Offizier befindet, der ihm im Range gleich ist, so grüßen sich die Offiziere, auch wenn sie nicht derselben Nationalität angehören, und die Mannschaften nehmen eine stramme Haltung an. Befindet sich ein höherer Offizier in dem einen Boote, so kommt im anderen das Kommando: „Auf Riemen!“ d. h. die Matrosen, welche rudern, heben die Riemen aus dem Wasser und halten sie wagerecht nach beiden Seiten, ohne weiter zu rudern; der Offizier legt die Hand an die Kopfbedeckung. Ist das Boot mit dem höheren Vorgesetzten vorüber, so erfolgt das Kommando: „Ruder an!“ und das Boot nimmt seinen Weg weiter. Begegnet das Boot aber Admiralen oder gar dem Kaiser, dann kommt das Kommando: „Riemen hoch!“ worauf die Mannschaften die Ruder mit der breiten Fläche nach oben senkrecht in die Höhe halten. Bei diesem Manöver bleiben während der Fahrt Mannschaften und Offiziere sitzen, beim Einnehmen einer hohen Persönlichkeit

wird aber dieser Gruß im Stehen erwiesen. Auf das Kommando: „Ab!" werden die Ruder wieder herunter genommen, und auf den weiteren Befehl: „Laßt fallen!" werden sie wieder in das Wasser getaucht. Segelboote der Marine, die einem Boot mit einem höheren Vorgesetzten begegnen, streichen die Fock, d. h. lassen das Segel halb herunterfallen, so daß sie aus der Fahrt kommen; Dampfboote mäßigen ihre Fahrt oder stoppen, d. h. machen Halt, bis der Vorgesetzte vorüber ist. —

Kehren wir aber auf das deutsche Kriegsschiff zurück, das sich in einem fremden Hafen, vielleicht in Südamerika, befindet.

Ein Kauffahrteischiff, und zwar ein portugiesisches, verläßt den Hafen und dampft an dem deutschen Kriegsschiffe vorüber. In dem Augenblicke, in dem es die Längsseite desselben passirt, senkt sich dreimal die portugiesische Flagge auf halbe Höhe und geht dann wieder hoch. Die deutsche Kriegsflagge, die am Vormast flattert, erwiedert diesen Gruß, indem sie einmal auf halbe Höhe heruntergeht. Diese Ehrenbezeugung — in der deutschen Seemannssprache nennt man es „die Flagge dippen" — ist jedes Kauffahrteischiff verpflichtet, jedem Kriegsschiffe zu erweisen. Kommt z. B. auf hoher See ein Schiff dieser Verpflichtung nicht nach, so kann der Kapitän des Kriegsschiffes es durch einen Schuß an seine Pflicht mahnen, ja er ist berechtigt, ihm direkt zu Leibe zu gehen und den Gruß zu erzwingen.

Es ist dieses eigenthümliche Abhängigkeitsverhältniß, in dem sich gewissermaßen jedes Kauffahrteischiff jedem Kriegsschiffe gegenüber befindet, noch eine Erinnerung daran, daß früher jedes Kriegsschiff das Recht hatte, ein Kauffahrteischiff anzuhalten und zu untersuchen.

Eine solche Untersuchung findet jetzt nur noch in Kriegszeiten statt und darf nur dann vorgenommen werden,

wenn der Kapitän des Kriegsschiffes Grund hat zu glauben, das betreffende Kauffahrteischiff führe eine falsche Flagge oder habe Waffen, Munition, Proviant, welche der feindlichen Partei zugeführt werden sollen, an Bord. —

Zwei Schiffe nähern sich vom Meere her dem Hafen. Sowohl der Steuermannsmaat auf der Kommandobrücke, als auch die Posten, die nach jener Seite hin stehen, haben schon lange nach diesen Schiffen ausgeguckt, deren Bau und Takelage ihnen anzudeuten scheint, daß es Kriegsschiffe sind. Es wird dem ersten Offizier und dem Kommandanten Meldung gemacht, und neugierig kommen alle dienstfreien Offiziere auf Deck, um zu sehen, wer da einlaufe. Immer deutlicher sieht man, daß es Kriegsschiffe sind, jetzt unterscheidet man auch die englische Flagge, die sie führen. Näher und näher kommen die Schiffe heran, und auf dem größeren sieht man auch noch den Stander eines Viceadmirals. Da die englische und die preußische Marine befreundet miteinander sind, das Geschwader aus zwei Schiffen besteht, und ein Admiral sich auf einem der beiden Schiffe befindet, ist es Sache des deutschen Kriegsschiffes, zuerst die englische Flagge und den Admiral zu salutiren. In der Batterie wird es lebendig, und kaum sind die englischen Schiffe in die Nähe des deutschen gelangt, so krachen die einundzwanzig Schüsse, mit denen das deutsche Kriegsschiff die englische Flagge begrüßt. Während der Weiterfahrt salutiren die englischen Schiffe die deutsche Flagge, und nach einer kurzen Pause feuert das deutsche Kriegsschiff nochmals fünfzehn Schüsse für den englischen Viceadmiral ab, denn nach den internationalen Abmachungen hat ein solcher diesen Salut zu fordern.

Die englischen Schiffe gehen in den Hafen hinein und lassen die Anker fallen. In dem Augenblicke, in dem die Kolosse stillstehen, feuert jedes von ihnen noch einmal einundzwanzig Schüsse zur Begrüßung der Flagge der Hafen-

behörde, d. h. des Landes, in dem sich der Hafen befindet, ab. Die Salutbatterie des Hafens antwortet vom Lande her ebenfalls mit einundzwanzig Schüssen.

Wenige Minuten später stößt von dem deutschen Kriegsschiffe ein Boot ab, in dem sich der erste Offizier befindet. Angerufen von dem englischen Admiralschiff, auf welches das Boot zusteuert, antwortet es und wird an das Steuerbordfallreep gewiesen. In voller Gala besteigt der deutsche Offizier das Admiralsschiff, die englischen Fallreepsgasten präsentiren, und der wachthabende englische Offizier nähert sich dem deutschen, um ihn zu fragen, was er wünsche. Dieser erklärt, er komme im Namen seines Kommandanten, um dem englischen Geschwader und vor Allem dem Höchstkommandirenden desselben seine Ehrerbietung zu erweisen und ihm gleichzeitig alle Dienste, die nur geleistet werden könnten, zur Verfügung zu stellen. Der englische Offizier geleitet vorschriftsmäßig den deutschen Offizier zu dem Admiral, wo derselbe nochmals seinen Spruch anbringt, einige kurze Fragen und Antworten werden ausgetauscht, dann verläßt der deutsche Offizier die Kajüte, kommt an Deck und erbittet hier von dem wachthabenden Offizier Angaben über Größe und Rauminhalt des Schiffes, über Anzahl der Geschütze, Anzahl der Mannschaften, besondere Stellung des Kommandanten u. s. w. Diese Angaben sind nothwendig, um fernerhin die Etikette darnach zu regeln. Die englischen Fallreepsgasten präsentiren, der deutsche Offizier verläßt das Admiralsschiff und kommt an Bord des deutschen Kriegsschiffes zurück.

Eine halbe Stunde später verläßt ein Boot mit einem englischen Stabsoffizier das Admiralsschiff und steuert auf das deutsche Schiff zu. Der englische Stabsoffizier wird auf dem deutschen Schiffe mit allen Ehren empfangen; er kommt im Auftrage des Admirals, um den Gegenbesuch zu machen. Der deutsche wachthabende Offizier nimmt

ihn in Empfang und geleitet ihn zum Kommandanten, dem der Stabsoffizier den Dank des englischen Admirals und den Verzicht auf die angebotene Hilfe bringt. Es wird andererseits um Unterhaltung guter Beziehungen gebeten, und auch englischerseits dem deutschen Kriegsschiffe jede nöthige Hilfe und Unterstützung in Aussicht gestellt. Unter den Ehrenbezeugungen der deutschen Fallreepsgasten verläßt der englische Stabsoffizier das Schiff.

Einige Stunden später stößt ein größeres Boot vom deutschen Schiffe ab, in dem sich eine Offiziersabordnung befindet, die sich nach den englischen Schiffen begibt, um den ersten Höflichkeitsbesuch bei den englischen Offizieren zu machen und um einen freundlich-geselligen Verkehr zwischen den beiden Offizierscorps zu ersuchen. Dieser Besuch an Bord des englischen Admiralschiffes, an welchem drei deutsche Offiziere theilnehmen, dauert etwas lange, denn die englischen Offiziere führen die deutschen Kameraden in die Offiziersmesse und setzen ihnen dort mit Champagner energisch zu. Eine halbe Stunde, nachdem die deutschen Offiziere das englische Schiff verlassen haben, kommt die englische Abordnung zum Besuch, und auch in der deutschen Offiziersmesse spart man den Sekt nicht.

Jetzt ist ein geselliger Verkehr zwischen den englischen und deutschen Offizieren auf den Schiffen und auch an Land angebahnt, und man verkehrt in ungezwungener und herzlicher Weise miteinander. Die Kommandanten und die Offiziere laden sich gegenseitig zu Festmahlen ein, bei denen es hoch hergeht, der deutsche Generalkonsul ladet die englischen und deutschen Offiziere ebenfalls zur Tafel, der englische Generalkonsul an Land steht nicht nach, und außer diesen von der Etikette und durch internationale Abmachungen vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen gehen noch allerlei freund- und kameradschaftliche Besuche zwischen

den Schiffen einerseits und den Schiffen und dem Lande andererseits hin und her.

Fünf Minuten vor Sonnenuntergang werden auf den englischen und deutschen Schiffen die Mannschaften, die nicht an Land sind, an Deck gerufen, um bei der Flaggenparade zugegen zu sein. Mit Sonnenuntergang wird nämlich die Nationalflagge heruntergeholt und erst um neun Uhr Morgens wird sie wieder gehißt. Ist die Flagge herunter, so wird nicht salutirt, auch Ehrenbezeugungen der Schiffe untereinander werden nicht mehr erwiesen. Auf dem deutschen Schiffe muß man aber warten, bis der englische Admiral die Flagge heruntergeholt hat. Die internationale Höflichkeit erfordert es, daß man sich nach dem Höchstkommandirenden im Hafen richtet, wenn derselbe auch einer fremden Nation angehört. Endlich senkt sich die Flagge auf dem englischen Admiralsschiff, von drüben her tönt Trommelwirbel, das Trillern der Bootsmannspfeifen und die englische Nationalhymne. Auch auf dem deutschen Kriegsschiffe kommt nun das Kommando: „Stillgestanden!“ Wer sich an Deck befindet, sei es dienstlich oder außerdienstlich, sei es Mann oder Offizier, hat die Front nach der Flagge zu nehmen und durch stramme Haltung oder durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung dieselbe zu grüßen. Trommeln und Pfeifen vereinigen sich mit den Klängen des preußischen Präsentirmarsches, den die Schiffskapelle spielt, dann kommt die Flagge langsam herunter, und die Mannschaften treten wieder weg.

Noch ist es nicht Zeit zum Schlafengehen, auf dem Oberdeck spielen daher die Musikkapellen, um Offizieren und Mannschaften noch einen Genuß zu gewähren. Die preußische Kapelle spielt zuerst die englische Nationalhymne, die der preußischen in der Melodie gleich ist. Da wir Deutschen aber noch keine Nationalhymne haben, spielt die englische Kapelle als erstes Stück der Etikette gemäß die

„Wacht am Rhein“. Bei den ferneren Stücken sucht man immer aus Höflichkeit die beliebtesten Märsche oder Lieder der anderen Nation aus, und so überbietet man sich auch in der Musik gewissermaßen an Höflichkeit. Sind Kriegsschiffe verschiedener Nationen, also vielleicht außer den englischen und deutschen noch ein portugiesisches und ein dänisches im Hafen, so richten diese sich sämmtlich nach dem Höchstkommandirenden im Hafen; wenn Musikstücke auf Deck aufgeführt werden, so wird an jedem Abend eine andere Nationalhymne zuerst gespielt, um jeder Nation abwechselnd eine Liebenswürdigkeit zu erweisen.

Am nächsten Morgen findet auf allen Kriegsschiffen wieder die Flaggenparade statt, die Flaggen gehen aber nicht früher in die Höhe, als bis auf dem englischen Admiralschiffe die Flagge gehißt worden ist. Am Nachmittag kommt ein englischer Offizier an Bord des deutschen Kriegsschiffes und meldet, daß am nächsten Tage der Geburtstag der englischen Königin gefeiert würde, und daß man englischerseits „über die Toppen“ flaggen würde. Diese Anzeige enthält gleichzeitig eine Aufforderung, der das deutsche und jedes andere Schiff im Hafen durchaus nachkommen muß; auch das deutsche und die anderen Schiffe im Hafen flaggen zu Ehren der Königin von England „über die Toppen“. Vom Vordertheil des Schiffes wird über die Mastspitzen hinweg bis zum Hinterdeck herab ein Tau gespannt, auf welches sämmtliche Flaggen, die man an Bord hat und die zum Signalisiren oder zu Salutzwecken dienen, aufgereiht sind. Am Morgen wird zu Ehren der Königin von England von allen anwesenden Kriegsschiffen die englische Flagge an die Spitze des Hauptmastes gesetzt, die Landesflagge kommt an diesem Tage an den Hintermast. Mittags um zwölf Uhr beginnt darauf das englische Admiralschiff zu Ehren der Königin mit Kanonenschüssen zu salutiren, und die anderen Kriegsschiffe

im Hafen folgen sofort mit derselben Anzahl von Schüssen nach.

Man sieht, es wird zur Erfüllung der Etikette sehr viel Pulver verknallt, zur Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten ist dies aber nothwendig. Nun, wir wollen froh sein, wenn unsere deutschen Kriegsschiffe ihr Pulver vorläufig nur zu Salutzwecken, zur Aufrechterhaltung der Etikette auf See verschießen.

Unser Rückenmark.

Ein Beitrag zur Gesundheitslehre.

Von

Ewald Paul.

(Nachdruck verboten.)

In einer Zeit, welche wie die unserige ihre Ansprüche vor Allem an die Nerven der Menschen stellt und dadurch eine Unzahl von Schädigungen im Bereiche dieser kleinen, das Vermittlerthum zwischen Geist und Körper darstellenden, unsere Bewegungen wie auch unsere Empfindungen regelnden Organe im Gefolge hat, muß es Wunder nehmen, daß sich das als wichtiges Nervencentrum bekannte Rückenmark in seinem Wesen und seiner Pflegebedürftigkeit dem Verständniß der breiten Masse entzieht. Nicht nur in den unteren Volksschichten, nein, auch bei den Gebildeten begegnen wir sehr häufig der Vorstellung, daß lediglich im Gehirn, als dem allerdings geräumigsten, ausgiebigsten Sammelbecken der Nerven, die Anordnung der Bewegungen und die Entgegennahme wie Ueberleitung der Empfindungen erfolge, das Gehirn also die einzige Oberbehörde des einem großartigen, vieltausendfach ver-

zweigten Telegraphennetze in Anlage und Verrichtungen ähnelnden Nervensystemes sei.

Diese Anschauung ist allerdings eine ungemein bequeme, und entspricht zugleich der Neigung der Menschen, alle Herrschermacht nur in den höchsten Regionen zu suchen. Treten wir jedoch eine wissenschaftliche Untersuchung an, so hält die bezeichnete Ansicht nicht lange Stich, indem sich uns sehr bald die Thatsache ergibt, daß außer im Gehirn auch noch in einigen anderen Theilen unseres Körpers Sammelstellen von Nerven bestehen, welche, wenn auch nicht gänzlich, so doch zu einem gewichtigen Theil von dem Gehirn unabhängig sind. Es handelt sich gewissermaßen um Nebenbehörden, denen eine Entlastungs- und zuweilen sogar Vertretungspflicht gegenüber der höchsten Regierung obliegt und die, wie es auch in einem großen Staatswesen der Fall ist, die minder wichtigen Angelegenheiten auf eigene Faust erledigen.

In diesem Lichte tritt uns der als Gangliensystem bezeichnete Sympathikus oder sympathische Nerv entgegen, welcher trotz zahlloser Verbindungsfasern nur geringe Anlehnung an Gehirn und Rückenmark hat, und seine von unserem Willen unabhängige, oft unserem Wissen entzogene Thätigkeit im Gebiete der Verdauungswerkzeuge sammt Zubehör entfaltet. Das Ganglienervensystem ist ein ziemlich werkthätiger und für sich bestehender Regulator der Ernährungsvorgänge und des Stoffwechsels, und es verrichtet seine Aufgaben auch in jenen Fällen, wo es sich um hirnlose, nur zu nach Stunden bemessenem Dasein berechtigte Mißgeburten handelt, der allgebietende Einfluß einer Oberleitung also von vornherein ausgeschlossen ist. Mehr noch aber benöthigt das selbstständige Wesen des Rückenmarkes allgemeines Interesse. Wir besitzen in letzterem das werthvollste, einflußreichste Nebensystem der obersten Nervenbehörde, und es ist durch genaue Versuche

außer Zweifel gestellt, daß beim Fehlen des Gehirns das Rückenmark dennoch erhebliche Beweise seiner Macht durch Empfindungen und Bewegungen verschiedenster Art kundthut.

Professor W. Preyer in Berlin, der als einer der hervorragendsten Forscher menschlicher Entwickelungsgeschichte angesehen wird und ein großes Werk über die Seele des Kindes herausgegeben hat, erklärt in demselben, daß er selbst beobachtete, wie hirnlose Neugeborene, welche Stunden und Tage lang lebten, saugen, schreien, die Glieder bewegen und fühlen konnten. Für letzteres beweisbringend war der Umstand, daß dieselben bei Hungergefühl durch Einführen eines saugbaren Gegenstandes in den Mund zu schreien aufhörten und sogen.

Aber auch bei vorhandenem Gehirn zeigt sich anfangs die Unabhängigkeit der Verrichtungen des Rückenmarks von jenem. Das kleine Kind behandelt seine Füße und Hände wie fremdes Spielzeug, es beißt sich in den eigenen Arm, wie es unbekannte Gegenstände zu beißen pflegt. Aehnliches beobachtet man auch beim Thiere, dem jungen Hunde, der seinen eigenen Schwanz packt und zerrt, bis er winselt, dem Kätzchen, das in seine Pfötchen beißt und durch klägliches Miauen ausdrückt, daß ihm das weh thue, dem jungen Hühnchen, das die eigene Zehe in den Schnabel bringt und gleich einem Hirsekorn zerkauen will. In derartigen Fällen ist der Ausschluß einer Gehirnoberleitung ganz offenkundig. Wäre letztere vorhanden, so würde sie den Befehl zu einer solchen Handlung gar nicht auslösen. Die That geschieht ohne jedwede Anregung oder Warnung von Seiten des Gehirns, ohne Bewußtsein ihrer Folgen, und erst diese selbst, als Schmerzen sich verkündend, veranlassen einen Gegenbefehl, der auf das Zurückziehen der beschädigten Körperstelle abzielt, und dem Klagelaute zur Seite gehen. Die Klage-

töne aber, wie auch die Entfernung des gebissenen von dem beißenden Theile, hängen nur von der Empfindung ab, die dem Rückenmarksleben auch angehört und neben einem starken Bewegungsvermögen dessen Thätigkeit bildet, wohingegen im Gehirn die Sinnesempfindungen, die Vorstellung der Außenwelt und das bewußte Wollen zu Stande kommt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Rückenmark das wichtigste, einflußreichste Nebenorgan der obersten Nervenbehörde ist, aber es ist kein die Stelle des Gehirnes beanspruchender, selbstständig wirksamer Mittelpunkt. Die ihm zu Beginn des menschlichen Werdeprozesses eigene Selbstständigkeit verschwindet mit dessen Fortschreiten. Der Hemmungsapparat und „Oberstock", der dem Säugling fehlt, tritt mehr und mehr in seiner Beeinflussung der auf den Gefühlseindruck folgenden rein reflektorischen, lediglich vom Rückenmark geleiteten Bewegungen hervor, das immer häufigere Zusammenvorkommen der verschiedensten, unter keinen gemeinsamen höheren Begriff gestellten Sinneseindrücke bewirkt eine Ausbildung der zum Seelencentrum leitenden Verbindungsfasern, ohne deren Zustandekommen eine schädliche einseitige Anspannung mancher Nervenbahnen statthaben würde. Mit der Bildung des eigentlichen Ich entfällt das Herrscherthum des Rückenmarkes, und das des Gehirns beginnt. Das Rückenmark bleibt jedoch nach wie vor der Regulator der Bewegungen und führt sein Amt vortrefflich ohne Mithilfe des Gehirns aus.

Wir brauchen ja nur daran zu denken, wie oft wir Bewegungen und Handlungen ganz unbewußt ausführen. Dies ist z. B. der Fall beim Spazierengehen. Der Gedanke an die Bildung der Schritte beschäftigt uns nur so lange, als wir diese Sache zu erlernen haben, also in unserer Kindheit, oder aber wenn wir krank sind, so bei

gewissen Rückenmarkskrankheiten, welche das Gehvermögen erheblich beeinträchtigen und unsere Aufmerksamkeit auf diesen störenden Umstand lenken. Wenn wir aber genügende Uebung im Gehen erlangt haben, denken wir gar nichts mehr dabei, sondern wir bewegen uns mechanisch. Das Rückenmark regelt unabhängig vom Gehirn unsere Schritte. Beim Lesen und Schreiben denken wir ebenso wenig an die Form der einzelnen Buchstaben, beim Sprechen sorgen wir uns nicht um die Vorschriften der Lehrbücher. Das Rückenmark ist eben thätig, und sein Wirken fällt nicht in's Bewußtsein, weshalb manche Forscher bereits zu der Annahme einer zweiten Seele in uns gekommen sind, die im Rückenmarke ihren Sitz habe.

Wir sehen also, inwiefern das Rückenmark vom Gehirn getrennt zu schaffen und zu wirken vermag, dürfen aber nicht glauben, daß jenes Organ immer und überall auf eigene Faust zu arbeiten berechtigt sei. In allen ernsteren Dingen ist ein Zusammenwirken von Hirn und Rückenmark unbedingt nöthig, und wie bei dem Menschen, der sein Gehirn durch zuviel Denkarbeit überreizt, das Rückenmark mitzuleiden hat, so zeigt sich umgekehrt bei einer Schädigung dieses Organes auch eine Beeinträchtigung des Gehirns.

Der Bau des Rückenmarkes ähnelt demjenigen eines vielverästelten Baumes. Im Rückgrat geheißenen Wirbelkanal birgt sich der aus Nervenfasern und Nerven- oder Ganglienzellen zusammengesetzte Markstamm, von welchem 31 Nervenpaare, so 8 am Halstheile, 12 am eigentlichen Rücken selbst, 5 bei den Lendenwirbeln, 5 beim Kreuzbeine und 1 unter diesem — gleich Aesten nach links und rechts sich verzweigen. Jeder dieser Nerven hat zwei Wurzeln, eine vordere und eine hintere, deren erstere Bewegungs-, deren andere Empfindungsfasern enthält und die sich nach kurzem Verlaufe zu einem gemeinschaftlichen

Strang vereinen, der durch eine besondere Oeffnung aus dem schützenden Wirbelkanal heraustritt und nun nach den verschiedensten Seiten seine Ausläufer entsendet. Die Nervenstränge spalten sich in immer kleinere, feinere Aestchen, und aus den uranfänglich vorhandenen 31 Nervenpaaren sehen wir schließlich Hunderte und Tausende von Nervenfasern ihren Ursprung nach allen Körpertheilen nehmen. Dabei findet aber keineswegs eine Vermehrung der Nervenfasern statt. Letztere waren von vornherein in gleicher Anzahl vorhanden und nur bei ihrem Austritt aus der schützenden Knochenhülle in stärkere Stränge vereinigt, ähnlich wie bei einem aus vielen Drähten zusammengesetzten unterirdischen Telegraphenkabel, so daß eine direkte Leitung durch eine und dieselbe Nervenfaser von ihrem Ursprung bis zum äußersten Ende geht.

Die im Rückenmark vorhandenen schier zahllosen Bewegungs- und Empfindungsnervenfasern entspringen theils im genannten Organe selbst, theils in dem mit ihm verbundenen kleinen Gehirn; für sie ist das erstere Organ die nächste Behörde, welche von ihnen Nachrichten aus den verschiedensten Theilen des ihr unterstellten Körperbereiches zwecks selbstständiger Erledigung oder Weiterleitung an die oberste Behörde, das Gehirn, entgegennimmt, wie sie auch andererseits von letzterem die Befehle zum Vollzuge seines Willens empfängt und vertheilt.

Damit nun aber im Falle einer Verletzung keine allzu bedeutenden Stockungen in der Erledigung der den Nervenfasern obliegenden Geschäfte eintreten, liegen dieselben nicht etwa wie streng getrennte Leitungsdrähte nebeneinander, sondern sie sind untereinander verschiedenfach verbunden, so daß im Nothfalle die Botschaften auf einem Umwege um die verletzte Stelle herum sofort weiter besorgt zu werden vermögen.

Genau genommen ist das Rückenmark nichts anderes

als eine strangförmige Fortsetzung des Gehirns. Es ähnelt demselben auch in seiner grauweißen Masse, und der einzige Unterschied ist, daß, während beim Gehirn die graue Substanz nach außen liegt und die weiße sich in ihr birgt, beim Rückenmark dieses Verhältniß ein umgekehrtes ist, und die weißliche Masse der Nervenfäden die graue Nervensubstanz einhüllt.

Es ist nun eine nicht zu leugnende Thatsache, daß Erkrankungen des Rückenmarkes in unseren Tagen immer häufiger werden; jedoch während man das Anwachsen der allgemeinen Nervenschwäche und Nervenschäden kurzerhand den einseitigen und oft übertriebenen geistigen Anforderungen moderner Kultur in die Schuhe schiebt, erscheint die Mitleidenschaft des Rückenmarkes an solchen Schäden dem großen Publikum ziemlich unverständlich. Man faßt es nicht, daß dieses Organ nur ein Theil des ganzen großen Nervenorganes sei, und daß eine Beeinträchtigung der Nervenbahnen in vielen Fällen nichts anderes als eine Beeinträchtigung des Rückenmarkes selbst bedeutet. Das Wesen der Nerven läßt uns auch die meisten Rückenmarkserkrankungen verstehen. Es ist irrig, die ersteren blos als einfache winzige Fasern anzuschauen. Zwar erscheinen sie uns so, wenn wir sie in dem Fleische eines frischgeschlachteten Thieres betrachten. Bringen wir jedoch einen Querschnitt derselben unter ein Mikroskop, so zeigt sich's, daß sie aus einer sehr feinen Hülle, der Nervenscheide, bestehen, in welcher sich eine breiig-ölige, eiweißartige Masse befindet, welche jene Hülle ausfüllt und durch die sich ein Faden von ähnlichem Stoffe hindurchzieht. In diesem Faden haben wir den eigentlichen Leiter der Empfindungen und Bewegungen vor uns, und die Masse, welche ihn umgibt, ist nur zu seinem Schutze und zu seiner Ernährung vorhanden. Dieselbe besteht vor Allem aus Eiweiß, phosphorhaltigem Fett und Wasser,

und begehrt eine ständige Zufuhr dieser Stoffe, respektive eine solche Nahrung, aus der sich diese Stoffe gewinnen lassen. Denn unser Körper ist eine weit bessere Umwandlungsstätte der verschiedensten Stoffe, als das besteingerichtete chemische Laboratorium, und es würde thöricht sein, wollte man einem nervenschwachen Menschen phosphorhaltiges Fett, Eiweiß und Wasser als Heilmittel eingeben.

Was der Organismus gebraucht, erwirbt er sich aus den verschiedensten Nahrungsmitteln; Fleisch- und Pflanzenkost bieten ihm Eiweiß, phosphorhaltiges Fett und auch Wasser, und oft handelt es sich bei einer Erkrankung der Nerven nicht um einen Mangel an Nahrung im Allgemeinen, sondern mehr um eine mangelhafte Verarbeitung der aufgenommenen Stoffe. Wir sehen ja an einem muskelthätigen Arbeiter, daß er aus der denkbar einfachsten Kost bedeutende Kraft zieht, während wir an einem vornehmen Manne, der seine Muskeln zu wenig braucht, die Erfahrung machen, daß er trotz reichlichster, ausgesuchtester Nahrung dennoch nur zu häufig an Schwächezuständen aller Art zu leiden hat.

Es ist mithin nothwendig, daß Jeder, der seine Nerven in Stand halten will, auch seine Muskeln pflegt, und diese Pflege besteht nicht in dem heute bei den gebildeten Menschen vorherrschenden Nichtgebrauche, sondern in einer vernünftigen Anstrengung derselben.

Zwischen den Nerven und Muskeln besteht ein sehr enges, ohne Schaden für den einen oder anderen Theil nicht zu lockerndes Verhältniß. Jene treiben diese zur Arbeit an, diese wiederum entlasten jene, helfen ihnen bei der Aufnahme von Nahrung und ebenso bei der Entlastung von überschüssigen Stoffen. Tritt eine mangelhafte Thätigkeit in den Muskeln ein, so wirkt das zurück auf die Nerven, die an solcher Stelle in ihrer Arbeit

behindert werden und dadurch allerlei Störungen ausgesetzt sind. Diese Störungen äußern sich zunächst im Nervenmark, in welchem Mangel an dem einen oder anderen Stoffe eintritt und infolge dessen an einem Orte schlechtere Marksubstanz als am anderen den Nervenfaden umgibt. Schlechte Marksubstanz ist aber, wie schon angedeutet, schlechte Nervennahrung, und die Leistungen der von dieser Masse zehrenden Nervenfasern werden entsprechend mangelhafte. Auf diese Weise erklärt sich mancher Nervenschmerz, über dessen Ursachen und Wesen mancher davon Heimgesuchte hin und her grübelt.

Besonders häufig trägt der Mangel an Wasser die Schuld an vielen Nerven- und füglich auch Rückenmarksbeschwerden. Wasser ist Nähr- und Erfrischungsflüssigkeit für den ganzen Menschen, ganz besonders wichtig aber für die Nerven, und obschon man heute an Nervenarbeit das zehnfache früherer Zeit leistet, glauben dennoch viele Leute, mit einer gelegentlich vorgenommenen kalten Abreibung ihr Nervensystem zur Genüge aufzufrischen, während unsere sich nicht so sehr abhetzenden Vorfahren ihrem Körper durch öfteres, namentlich auch warmes Baden reichliche Auffrischung boten. Man vergesse doch nicht, daß in den häufigen Schwingungen der Nervenfasern eine starke Reizung derselben liegt, welcher die den Nerv umgebende Masse entgegenzuarbeiten hat, und die bei Uebertreibung und dem Mangel an Nährflüssigkeit leicht zu einer Entzündung der zarten Faser und damit zu den denkbar heftigsten Schmerzen führen kann. Genug Nerven- und Rückenmarksleiden würden in ihren ersten Stadien durch Zufuhr von Wasser zu den entzündeten Theilen zu heilen sein. Wenn aber das Leiden weit vorgeschritten ist, so verschrumpft allmälig die Nervenfaser an der einen oder anderen Stelle, die Marksubstanz füllt die Nervenkanäle nicht mehr regelmäßig und entartet nach und nach. Dann

freilich ist keine Hilfe, wenigstens keine gänzliche Heilung mehr möglich.

Daß Stauungen im Nervenmark und Schrumpfungen der Nervenfaser die eigentlichen Ursachen der so gefürchteten Rückenmarksschwindsucht sind, ergibt sich aus den Heilungen, die man neuerdings durch Wasser und Bewegungsheilmethode in dieser Beziehung erzielte. Gewisse Muskel- und Gliederbewegungen, die, mäßig angewendet, die in ihnen lagernden oder mit ihnen in Verbindung stehenden Nervenfasern behutsam dehnten, führten im Vereine mit milder, die Nerven besänftigender und das verschiedentlich gestaute Nervenmark auflockernder Wasserkur Erfolge herbei, an die man noch vor zwanzig oder dreißig Jahren nicht geglaubt hätte. Und was ist schließlich das rohe und vielfach verderbliche, von einem russischen Arzte auf's Tapet gebrachte und vom Pariser Professor Charcot über Gebühr gepriesene Verfahren, die an Rückenmarksdarre Erkrankten an einer Art Galgen oftmals etliche Minuten aufzuhängen, anders, als die instinktive Erkenntniß, daß sich's beim genannten Leiden um Stockungen im Nervenbereiche handle, denen man auf diese Weise beikommen will und thatsächlich auch zuweilen beikommt.

Es kann wohl kaum ernstlichen Zweifeln unterliegen, daß die jetzt so häufige und oft mit der Rückenmarksschwindsucht verwechselte Rückenmarksnervenreizung (Spiralirritation) und die von dieser nicht gar scharf getrennte Rückenmarksnervenschwäche durch eine genügende Nervenpflege bei Zeiten zu beseitigen oder zu verhüten ist. So groß nun aber auch der Werth der Bewegung für die Nervengesundheit ist, muß doch zugleich vor dem Uebermaß gewarnt werden, weil solches gerade bei schon vorhandener Nervenschwäche höchst schädlich wirkt. Die Fälle von Rückenmarksschwindsucht, welche übermäßigen Marsch-

anstrengungen zuzuschreiben sind, liegen durchaus nicht vereinzelt vor. Am wenigsten schädlich werden solche übermäßigen Körperanstrengungen, wenn während derselben für die Zufuhr erfrischenden Wassers gesorgt wird und wenn ihnen genügender Schlaf folgt.

Die der häuslichen Nerven- und Rückenmarkspflege dienenden Wasseranwendungen haben sich nicht etwa auf ein ab und zu genommenes kühles Bad und öftere kühle Abreibungen des Körpers zu beschränken, sondern erheischen auch laue Bäder, denn jene beiden Vornahmen bringen nur eine flüchtige Erfrischung der gesammten Lebensthätigkeit, während das laue oder warme Bad eine Sättigung der mehr oder minder spröden Nervenfasern, eine ordentliche Lockerung der durch Dürre sich stauenden Nervenmassen herbeiführt.

Aber wenn wir auch unseren Muskeln tagtäglich die nöthige Anspannung gewährten, um die den Nerven gebührende Nahrung zu erarbeiten, wenn wir auch regelmäßig und reichlich unseren Organismus mit Wasser versorgten, so würde das immer noch nicht genügen, um vor einer Erkrankung des Rückenmarkes zu bewahren, sondern es gehört noch ein wichtiger Faktor in dieses Bereich, und das ist der in Beziehung auf's Rückenmark noch viel zu wenig gewürdigte Schlaf. Wenn dieser auch in erster Linie ein Bedürfniß des Gehirns ist, und das Rückenmark während der Ruhe jenes Organes theilweise dessen Vertretung übernimmt, so ist es doch ebenso wahr, daß die Ruhe auch dem Rückenmarke zugute kommt. Man erwäge, daß die Bewegungen und Empfindungen, die es im Schlafe auslöst, immerhin geringfügig sind gegenüber der Arbeitslast, die ihm im wachen Zustande des Organismus aufgebürdet ist. Und es kann ja auch jeder Mensch, der seine Schlafenszeit ungebührlich verkürzt, und zumal eine nervenschwache Person an sich nach einer durchschwelgten,

durcharbeiteten oder einfach durchwachten Nacht die Beobachtung machen, daß es ihm im Rücken und in den Beinen, den Orten also, wo sich die meisten Rückenmarksnerven ausbreiten, nicht behaglich ist. Ein spannendes Gefühl, ziehende Schmerzen, dumpfer Druck künden an, daß es den Nerven an Zeit gefehlt hat, Kräfte für das neue Tagewerk zu sammeln. Mehr noch: eine unter Rückenmarkskranken angestellte Statistik kündet an, daß die meisten dieser Leute einer Gesellschaftsklasse angehören, in der man gerne die Nacht zum Tage macht und in der man doch gerade, weil am Tage der Beruf meist die Nerven beschäftigt, mehr als in Arbeiterkreisen eine Ausruhung dieser edlen Organe benöthigte.

So bleibt denn der Satz bestehen, daß Schlafmangel ebensowohl als ungenügende Bewegung und mangelhafte Wasserzufuhr das Gedeihen der Nerven und besonders derjenigen des Rückenmarks stört. Es kann daher nicht genug anempfohlen werden, hier eine vernünftige Pflege und Schonung walten zu lassen, und, wo sich vielleicht bereits Zeichen einer außergewöhnlichen Erregbarkeit und Schwäche vorfinden, schleunigst eine Lebensweise einzuschlagen, die zur Genesung führt.

Der dunkelste Punkt im dunklen Erdtheil.

Etwas über den Kannibalismus in Afrika.

Von

Th. v. Wittenbergk.

(Nachdruck verboten.)

Als Stanley von seinem großen Zuge, der angeblich zur Befreiung Emin Pascha's, in Wirklichkeit aber zur Erbeutung der in der Aequatorialprovinz lagernden Elfenbeinvorräthe und zur Ausbreitung der englischen Interessensphäre unternommen worden war, nach Europa zurückkehrte, als nun die Berichte über die Erlebnisse dieser Expedition folgten und dabei unter mancherlei Enthüllungen auch die Thatsache zu Tage kam, daß einer seiner auf der Rückzugsstation zurückgebliebenen Begleiter Veranlasser einer Menschenabschlachtung und eines Kannibalenmahles geworden war, da wurde diese Unmenschlichkeit anfänglich bezweifelt und, als sie schließlich nicht mehr zu leugnen war, als eine Schmach empfunden. Und das ist dieser Vorfall in der That, der nebenbei der europäischen Menschheit die Thatsache in's Gedächtniß zurückrief, daß die Menschenfresserei oder der Kannibalismus noch heute in fast allen Theilen Afrika's in voller Blüthe steht.

Der Ursprung des Kannibalismus ist wahrscheinlich auf wirklichen Mangel an Nahrungsmitteln zurückzuführen. Der Hunger, das grausamste Uebel, zwang zuerst die Men-

schen zu der abscheulichen Verirrung. Infolge der unaufhörlichen Kriege, die das Basutoland an der Südspitze Afrika's, das zwischen dem Oranjefreistaat und den englischen Besitzungen eingekeilt ist, verwüsteten, entstand dort eine so entsetzliche Hungersnoth, daß die Eingeborenen zum Kannibalismus übergingen. In ähnlicher Weise wird sich das furchtbare Laster allenthalben entwickelt haben. Es lag in der Natur der Sache, daß man zuerst die Körper der gefallenen Feinde zur Stillung des Hungers verwandte. Allmälig aber gestaltete sich, nachdem man das erste Widerstreben überwunden hatte, die Ausnahme zur Gewohnheit, und es wurde nun der Kannibalismus aus Befriedigung des Racheburstes geübt. In der That ist es die Rache, die eine ganze Anzahl von Negerstämmen auch noch über den Tod ihrer Feinde hinaus zur Bekundung ihres Hasses antreibt und sie zum Kannibalismus führt. So sehen wir denn, daß an vielen Punkten Afrika's nur in Kriegszeiten dem Kannibalismus gehuldigt wird.

„Die Manjuema," berichtet David Livingstone, „sind sicherlich Menschenfresser, aber sie essen nur im Kriege getödtete Feinde, scheinen bei ihren kannibalischen Orgien von Rache angestachelt zu sein und lassen nicht gern Fremde als Zuschauer zu. Ich bot vergebens eine Belohnung Jedem, der mir die Gelegenheit verschaffen würde, ein Kannibalenfest mit anzusehen. Einige intelligente Männer sagten mir, das Fleisch sei nicht gut, und nach seinem Genusse träume man von dem Todten. Frauen nehmen niemals Theil daran."

Derselbe Gewährsmann sah in Nyangwe am oberen Kongo auf dem Markte einen Mann, der zehn menschliche Unterkiefer an einer Schnur über die Schulter gehängt trug. Als der Forscher um Erklärung dieses seltsamen Schmuckes bat, entgegnete der Träger, daß er die ehemaligen Besitzer der Unterkiefer getödtet und aufgegessen habe.

Auch Stanley hatte auf seiner Fahrt auf dem Kongo wiederholt Gelegenheit, mit Kannibalen in Berührung zu kommen, welche die ausgesprochene Absicht zeigten, ihre Rache an den Leibern ihrer Feinde zu befriedigen. „Unterhalb der Insel Kaimba,“ erzählt er, „nimmt der Livingstonefluß eine Breite von beinahe 1650 Meter an. Die Ufergegenden sind sehr stark bevölkert; die Dörfer auf dem linken Ufer bilden den Distrikt Luavala. Wir glaubten eine Weile, daß man uns würde ruhig vorbeifahren lassen, aber bald ließen die großen hölzernen, aus riesigen Bäumen ausgehöhlten Trommeln das Signal erschallen, daß Fremde angekommen seien. Um jede Möglichkeit eines Friedensbruches zwischen uns zu erschweren, zogen wir uns in die Mitte des Stromes zurück, legten dann unsere Ruder ruhig in die Boote und ließen uns von der Strömung treiben. Aber von beiden Ufern fuhren jetzt plötzlich die wilderregten Eingeborenen, zum Kampfe sich vereinigend, auf uns los. Sie trugen prunkende Federaufsätze auf ihren Köpfen und waren mit breiten schwarzen Holzschilden und langen Speeren bewaffnet.

Es wurde den Dolmetschern befohlen, das Wort „Sennen-neh!“ (Friede) auszurufen und den Dorfbewohnern zu sagen, daß wir Freunde wären. Diese aber wollten auf unsere Begrüßungen nicht eingehen und forderten uns in einer frechen und keine Einrede gestattenden Weise zur Umkehr auf.

„Wenn ihr nicht umkehrt,“ so riefen sie, „so werden wir mit euch kämpfen.“

„O nein, thut dies nicht, wir sind Freunde!“

„Wir brauchen euch gar nicht zu Freunden, wir wollen euch essen.“

In den Dörfern auf dem rechten Ufer ertönte auch unausgesetzt ein schreckliches Getrommel und Geblase von Kriegshörnern, und wilde Männer eilten mit drohenden

Geberden zusammen und trieben dann ihre mit scharfem Vordertheil versehenen Kähne so schnell vorwärts, daß sie wie fliegende Fische über das Wasser hinzustreifen schienen. Den Dorfbewohnern von Luavala darin unähnlich, warteten sie nicht erst eine Anrede ab, sondern schossen, sobald sie auf etwa 50 Meter Entfernung herangekommen waren, ihre Speere ab und jauchzten: „Fleisch! Fleisch! Ah, ah! Wir werden Fleisch in Menge haben!"

Eine Strecke weiter stromabwärts sollte Stanley abermals Kannibalen begegnen. „In festgeschlossener Ordnung wie zuvor," berichtet er, „fuhren wir dahin und verfolgten unseren Weg; aber um uns denselben zu sperren, kamen ungefähr zehn lange Kähne aus dem Schatten der palmenreichen Flußufer hervor, und die wilde Bemannung fing an, ihre Kriegsgesänge anzustimmen, dann und wann in höhnenden und bramarbasirenden Stellungen die Speere und Schilde hoch emporzuheben und sie dann mit einem dröhnenden Stoße zu senken. Als wir nahe an sie herankamen, riefen wir ihnen laut: „Sen-nen-neh!" zu. Sie erwiederten: „Wir werden heute Fleisch der hellen Männer essen." Und dann rief ein alter Häuptling irgend ein Kommandowort aus und plötzlich schlugen hundert Ruder das Wasser zu Schaum, und die Kähne stürmten auf uns los. Aber der Kampf war kurz, und man ließ uns unsere Reise fortsetzen."

In einem dritten Fall verfolgte Stanley seine Angreifer, landete mit seiner Flotte und erstürmte das Dorf. Von den Bewohnern der Ortschaft gibt er folgende Schilderung. „Augenscheinliche Beweise für ihre Menschenfresserei lagen vielfach in den menschlichen Schädeln vor, welche uns von vielen Stangen herab angrinsten, ferner in den Knochen, welche in der Nachbarschaft, namentlich auf den Unrathshaufen des Dorfes offen und frei herumgestreut lagen; auch am Flußufer fanden wir dergleichen.

Einen ganz zuverlässigen und sozusagen handgreiflichen Beweis für diese gräßliche Gewohnheit bot aber, meiner Meinung nach, der dünne Vorderarm eines Menschen, der neben einem Feuer zugleich mit versengten Rippen vorgefunden wurde."

Auch Wißmann und Pogge sind über den Kannibalismus der centralafrikanischen Völker an den südlichen Zuflüssen des Kongo nicht im Zweifel. Obgleich Wißmann nicht selbst Augenzeuge von Kannibalenmahlen gewesen ist, so hält er doch nach den gesammelten Berichten die Baluba für ausgemachte Kannibalen. Die Bassange, ein Stamm dieses Volkes, verzehren die im Kriege Gefallenen in entlegenen Dörfern während des Nachts, nur Kinder und verheirathete Weiber dürfen sich an dem Mahl nicht betheiligen. Pogge ergänzt diese Mittheilungen folgendermaßen: „Die Körper der im Kriege Erschlagenen werden eine Nacht in's Wasser gelegt, und am nächsten Tage werden die Unterschenkel und Hände abgeschnitten und auf Ameisenhaufen gelegt. Nach einigen Stunden wird wieder nachgesehen, und wenn die Ameisen an dem Fleische fressen, so ist es gut. Die betreffenden Körper werden alsdann zerlegt und von bestimmten Männern mit dem Fleisch der im Kriege erbeuteten Ziegen gekocht und dann vor das Haus des Häuptlings gebracht, welcher davon genießt und das Fleisch an die Krieger vertheilt."

Das Verzehren der getödteten Feinde aus Rache ist sicherlich als eine Strafe aufzufassen, und so kann es uns denn auch nicht Wunder nehmen, daß der Kannibalismus auch gegen die Angehörigen des eigenen Stammes zur Strafe einer begangenen Schuld zur Anwendung kommt. Der Reisende Charles Hamilton stellte diese Art des Kannibalismus unter den Kissama in Angola fest. Alle Schuldner, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen können, und Verbrecher werden ohne Verzug getödtet und

aufgefressen. Jedoch wird es in letzter Zeit den Betroffenen freigestellt, ob sie getödtet oder in die Sklaverei verkauft werden wollen. Sonderbarer Weise wird gewöhnlich das erste Loos gewählt.

Eine leicht verständliche Anschauung verschiedener Stämme ist es, daß mit dem Körper des dem Kannibalismus Verfallenen auch dessen Eigenschaften, Muth und Kraft, auf den Kannibalen übergehen. Zu einer regelrechten Ceremonie ist der Kannibalismus von diesem Gesichtspunkt aus unter den Kimbunda in Westafrika ausgebildet, die stets den Tapfersten ihrer Kriegsgefangenen als Opfer bestimmen.

„Der Priester," berichtet Maggar nach einem persönlichen Erlebniß, „zerlegt den Rumpf, reißt die Eingeweide heraus und wahrsagt daraus. Dann werfen seine Gehilfen die Eingeweide hinweg, mit Ausnahme des Herzens. Endlich wird der Leichnam in kleine Stückchen zerschnitten und unter den anwesenden Führern vertheilt, wobei der Priester Sorge trägt, daß Jeder außer dem Stück Fleisch auch etwas vom Herzen bekomme. Der Fürst und die Kriegshäupter mischen das erhaltene Menschenfleisch mit Hunde- und Rindfleisch, kochen es und essen es. Sie glauben nun infolge dessen eine solche Kraft zu erlangen, daß sie immer mit Erfolg gegen die Feinde kämpfen werden."

Ein ähnlicher Aberglaube herrscht bei den Aschanti. Die Fetischmänner, die dem Heere folgen, schneiden einigen Feinden das Herz aus, und nach vielen Ceremonien und religiösen Bräuchen mit allerlei geweihten Kräutern essen alle die, welche noch nie zuvor einen Feind getödtet haben, einen Theil davon, damit sie Kraft und Muth bekommen.

Einem anderen Aberglauben, dessen Zweck nicht recht einzusehen ist, huldigen die Eingeborenen von Groß-Bassam an der Guineaküste. Bei der Gründung eines

neuen Dorfes wird ein Neger abgeschlachtet, aus dessen Eingeweiden die Fetischpriester weissagen. Darauf werden Herz, Leber und andere ausgesuchte Theile mit einer Henne, Ziege und einem Fische gekocht und jedem Theilnehmer wird eine Portion dargereicht.

Als einen Akt religiösen Ceremoniells stellt François ebenfalls den Kannibalismus der Anwohner der südlichen Kongozuflüsse hin.

Zuweilen sind die Beweggründe zum Kannibalismus eine Verbindung von Rachedurst und religiösem Ceremoniell, wie es nach dem Berichte des Missionsbischofs Crowther unter den Anwohnern des Niger der Fall ist.

„Wenige Schritte,“ schreibt der genannte Gewährsmann, „von unserer zeitweiligen Schulhütte, steht hier in Bonnytown der große Tempel. Auf den Pfosten der Eingangsthüren, an den Wänden und dann im Innern sieht man als Schmuck und Verzierung des Heiligthums Hunderte von Menschenschädeln aufgestellt. Man sagt, sie seien von Kriegsgefangenen, welche dem Jugu (Gotte) geopfert wurden; das Fleisch wurde verzehrt, weil man dadurch Rache an den Feinden zu nehmen gedachte. Draußen, der Vorderseite gegenüber, befand sich ein sechs Fuß hohes Gerüst, auf welchem die Knochen der Geopferten lagen. Auf einem Zuge gegen den Feind machten die Leute von Neu-Kalabar 45 Gefangene. Diese Alle wurden getödtet und verzehrt. Die einzelnen Glieder sind unter das Volk, Alt und Jung, Weiber und Männer, vertheilt worden. Jeder trug seinen Antheil ganz offen nach Hause. Man macht auch gar keinen Hehl aus der Sache. Bei einer anderen Gelegenheit nahmen die Krieger der Okrika denen von Neu-Kalabar 103 Gefangene ab und zur Wiedervergeltung wurden diese allesammt todtgeschlagen und dann verzehrt!“ —

Die Betheiligung der Weiber und Kinder an dem

Menschenschmaus, die ja nicht wie die Krieger darin eine persönliche Befriedigung ihres Rachegefühls erblicken können, führt uns zu der schrecklichsten Verirrung, die der Kannibalismus annehmen konnte, wo der Mensch nicht den Menschen aus irgend welchen tiefer liegenden Gründen zum Schlachtthier erniedrigt, sondern wo das Menschenfleisch als Leckerbissen betrachtet und Gegenstand einer entarteten Feinschmeckerei wird.

Hutchinson schildert uns aus dem Nigerdelta eine Kannibalenscene, die er aus einem Versteck beobachtete. „Der Henker," erzählt er, „ging fort, und Alle sprangen auf mit Geheul und Geschrei, wie man es von wilden Thieren hört. Sie stürzten auf den geschlachteten Mann zu, schwenkten ihre großen Messer in der Luft umher und schnitten Stücke ab. Selbst Knaben und Mädchen trugen Fleischstücke, von welchen das Blut herabträufelte und den Weg bezeichnete. Ein Weib riß einer anderen Frau zankend und schreiend einen Bissen weg, Fleisch von einem Manne, der vor wenigen Minuten noch unter den Lebenden war."

Wie schon angedeutet, wird bei einigen Stämmen der Schauplatz solcher Greuelscenen nach abgelegenen Punkten verlegt. Neuerdings hat man in Südafrika Kannibalenhöhlen gefunden, von denen Bowker eine anschauliche Beschreibung gibt. „Der Eingang," berichtet er, „liegt unter weit vorstehendem und überhängendem Gestein und bildet so ziemlich in der ganzen Breite der Höhle einen weiten, von der Natur gewölbten Bogen. Die Länge der Höhle beträgt etwa 130, die Breite 100 Ellen. Die hohe, gewölbte Decke ist von Rauch und Ruß geschwärzt; auf dem Fußboden lagen ganze Haufen von Menschenknochen umher, theils förmlich aufgeschichtet, theils überall zerstreut. Auch vor der Höhle lagen auf dem Abhange, soweit das Auge reichen konnte, Knochen und Schädel umher, letztere in außerordentlich großer Menge und zumeist von Frauen

und Kindern. Sie waren vermittelst stumpfer Aexte oder auch geschärfter Steine in Stücke geschlagen worden, gleich den Markknochen, welche man dann der Länge nach gespalten hatte. Nur an einigen wenigen waren Spuren von Feuer zu bemerken; die Höhlenmänner zogen das Kochen dem Braten vor.

Man kann sich denken, unter welcher Aufregung ich diese düstere Höhle untersuchte. Der Führer geleitete mich an eine Stelle, wo einige rauhe, unregelmäßige Stufen in eine dunkle Gallerie führten, dort wurden die Schlachtopfer aufbewahrt, bis an sie die Reihe kam. An ein Entrinnen von dort war nicht zu denken. Bei Wilden, welche etwa aus Hungersnoth zum Aeußersten getrieben werden, um ihr nacktes Leben zu fristen, findet der Kannibalismus eine Erklärung. Mit dem Volke hier aber verhält sich die Sache ganz anders. Diese Menschen bewohnen ein fruchtbares Land, in welchem auch Wild in Menge vorhanden ist. Aber trotzdem machten sie nicht blos Jagd auf ihre Feinde, um dieselben aufzufressen, sondern sie verzehrten sich untereinander, sie machten Gefangene von ihrem eigenen Stamm, und wenn eben keine anderen Schlachtopfer vorhanden waren, dann kamen ihre eigenen Kinder und Weiber an die Reihe. Eine träge oder zanksüchtige Frau wurde sofort schnell abgethan und gab ein leckeres Mahl; ein Kind, das zu viel schrie, wurde ohne Weiteres still gemacht und abgekocht. Kranke und Schwache ließ man nicht des natürlichen Todes sterben, sie hätten ja dann nicht den Magen füllen können. So war es mit dem Volke beschaffen. Man sagt zwar, daß sie den Kannibalismus schon seit vielen Jahren aufgegeben haben, ich fand aber in der Höhle ganz untrügliche Beweise dafür, daß die Praxis noch nicht verloren gegangen ist, denn einige Knochen waren sehr frisch; sie hatten augenscheinlich einem starkknochigen Mann angehört, dessen

Schädel hart wie Erz war; an den Gelenken fand sich noch Mark.

Diese Höhle gehört zu den größten in der ganzen Umgegend und diente den Kannibalen als eine Art Hauptquartier. Vor dreißig Jahren war übrigens das ganze Land am Molutaflusse bis zum Caledon, dann auch ein Theil der Region am Putesavaflusse von Menschenfressern bewohnt, welche Schrecken unter den umwohnenden Stämmen verbreiteten. Sie schickten Jagdpartien aus, welche sich in der Nähe betretener Pfade oder Gärten, Triften und Trankplätze in den Hinterhalt legten und es vorzugsweise auf den Fang von Frauen und Kindern abgesehen hatten.

Noch heute leben viele alte Kannibalen, und an demselben Tage, an welchem ich jene Höhle besuchte, machte ich mit einem derselben Bekanntschaft. Er ist nun etwa sechzig Jahr alt. Als er noch in der Höhle hauste, fing er einst drei junge Weiber; davon nahm er eine zu seiner Gefährtin, die beiden anderen wurden gekocht. Jene Ehe ist dann eine recht glückliche gewesen, und die Frau Gemahlin hat sich bald an die neue Lebensweise gewöhnt. Man zeigte mir den Winkel, welcher dieser glücklichen Familie zum Aufenthalt gedient hatte."

Wißmann machte ein Manjuanamann folgende Mittheilungen: „Bis vor Kurzem haben wir auch Menschenfleisch gegessen und zwar auch das von den an einer Krankheit Gestorbenen, nur haben wir, wenn Jemand an einer Krankheit gestorben ist, die äußersten Glieder der Finger und Zehen abgenommen, eingesalzen, in Blätter gewickelt und in's Wasser geworfen, während wir den ganzen anderen Körper gegessen haben."

Derselbe Gewährsmann erzählte fernerhin dem Forschungsreisenden, daß die verschiedenen Dörfer in einer Art Tauschverkehr mit Menschenfleisch gestanden hätten.

Die wildesten und leidenschaftlichsten Kannibalen des

ganzen dunklen Welttheils sind jedoch die Niam-Niam, deren Namen mit „Fresser oder Vielfresser" gleichbedeutend ist. Ueber den Kannibalismus dieses Stammes, der an den Zuflüssen des weißen Nils wohnt, sind alle Reisenden einig. Am besten hat sie Georg Schweinfurth studirt.

„Im Großen und Ganzen," sagt dieser Forscher, „darf man getrost die Niam-Niam als ein Volk von Anthropophagen halten, und wo sie Anthropophagen sind, sind sie es ganz und ohne Reserve um jeden Preis und unter jeder Bedingung. Die Anthropophagen rühmen sich selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen mit Ostentation die Zähne der von ihnen Verspeisten auf Schnüre gereiht wie Glasperlen am Halse und schmücken die Pfähle bei den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Am häufigsten und von allgemeinstem Brauche wird das Fett von Menschen verwerthet. Dem Genusse ansehnlicher Mengen schreiben sie allgemein berauschende Wirkung zu. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, ja die Alten häufiger noch als die Jungen, da ihre Hilflosigkeit sie bei Ueberfällen zur leichten Beute des Siegers gestaltet. Verspeist ferner werden Leute, die eines plötzlichen Todes starben und in dem Distrikte, wo sie lebten, vereinzelt und ohne den Anhang einer Familie dastanden. Nach den von Niam-Niam selbst eingezogenen Nachrichten und Erklärungen verabscheuen diejenigen, welche überhaupt Anthropophagen sind, nur dann den Genuß von Menschenfleisch, wenn der Körper einem an ekelhaften Hautkrankheiten Verstorbenen angehörte."

Von den Mambanga, einem Stamm im südlichen Niam-Niam-Lande, weiß W. Junker Folgendes zu berichten: „Die Mambanga," schreibt er, „reihen sich in Betreff des Kannibalismus Völkerstämmen an, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehen geblieben sind. Es genüge nur hier die Angabe, daß bei ihnen und ihnen verwandten Stämmen

keine Leiche zur Bestattung kommt, und daß bei natürlichen Todesfällen das befragte Orakel stets einen oder mehrere Urheber des Todes ausfindig macht, die ihrerseits hingemordet werden und gleichfalls dem Kannibalismus verfallen, so daß jeder Todesfall durch ein zweites Opfer gesühnt wird. Ein menschlicher Zug ist den Kannibalen doch geblieben: es ist die Scheu vor dem Fleische Blutsverwandter. Die Leiche wird aber von den Angehörigen an Fernstehende verschachert. In einem Fall hätte ich mit einem Stück Zeug ein durch Orakelspruch preisgegebenes Opfer erkaufen können. Der Fürst ging selbst aus, um mir den Unglücklichen zuzuführen. Es war aber leider zu spät, und der Verurtheilte bereits gelyncht. Das Lynchen und der Kannibalismus wird stets abseits der Hütten vollzogen. An jenem Tage des hingeschlachteten Opfers trugen die Weiber die Zukost, in Form des Lugma-Gerichtes, einer Mehlspeise, für die Männer an den Ort der Greuelthat."

Nicht weniger berüchtigt als die Niam-Niam sind die Monbuttu, ein Nachbarvolk derselben, die Georg Schweinfurth ebenfalls besucht hat. „Da die Monbuttu im Rücken ihres Gebietes," berichtet der Reisende, „von einer Anzahl auf niederer Kulturstufe stehender und daher von ihnen verachteter Völker umgeben sind, so eröffnet sich ihnen daselbst die willkommene Gelegenheit, auf Kriegs- und Raubzügen sich mit hinreichend großen Vorräthen von dem über Alles geschätzten Menschenfleische zu versorgen. Das Fleisch der im Kampfe Gefallenen wird auf der Wahlstatt vertheilt und in gedörrtem Zustande zum Transport nach Hause hergerichtet. Die lebendig Eingefangenen treiben die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelheerde, um sie später einen nach dem anderen als Opfer ihrer wilden Gier fallen zu lassen. Die erbeuteten Kinder verfallen nach allen Angaben als

besonders delikate Bissen der Küche des Königs. Es ging während unseres Aufenthaltes bei Munsa das Gerücht, daß für ihn fast täglich kleine Kinder eigens geschlachtet würden. Mir selbst sind zwei Fälle bekannt, wo ich die Monbuttu mitten bei der Arbeit überraschte, Menschenfleisch als Speise herzurichten. Das eine Mal stieß ich auf eine Anzahl junger Weiber, wie sie eben damit beschäftigt waren, vor der Thür ihrer Hütte auf dem geglätteten Estrich von Thon die ganze untere Hälfte eines Kadavers durch Brühen mit kochendem Wasser von seinen Haaren zu säubern. Durch diese Behandlung war die schwarze Hautfarbe einem fahlen Aschgrau gewichen. Ein anderes Mal fand ich in einer Hütte den noch frischen Arm eines Menschen über dem Feuer hängend, um ihn zu dörren und zu räuchern. Sichtbare Spuren und untrügliche Anzeichen von Kannibalismus fanden sich übrigens auf Schritt und Tritt in diesem Lande."

Der Kannibalismus hat in Afrika noch viele und eifrige Anhänger, aber doch macht sich auch schon ein leiser Rückgang dieser Verirrung bemerkbar. An manchen Punkten erzählt man sich nur noch davon als von einer Sage der Vorzeit, in anderen Theilen feiert man die Orgien in einsamer Zurückgezogenheit, und selbst da, wo der Kannibalismus noch in voller Blüthe steht, regt sich in der Brust des Negers schon eine Art Scham, die ihn seinen Lüsten wenigstens nicht vor den Augen des Weißen fröhnen läßt. Ein gutes Stück Arbeit zur Niederwerfung des Kannibalismus hat bisher der Mohammedanismus bei seiner Ausbreitung gethan, jetzt fließt auch die europäische Kultur in immer zahlreicheren Kanälen in das afrikanische Innere, und so steht denn zu hoffen, daß sie in nicht allzulanger Zeit dem noch bestehenden Kannibalismus völlig ein Ende machen wird.

Ein Besuch beim Feuerwerker.

Pyrotechnische Skizze.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Es wird wohl in unseren Tagen kaum ein Gartenfest gefeiert, bei dem nicht wenigstens einige Schwärmer oder Leuchtkugeln in die Lüfte steigen, oder rothe und grüne Flammen mit ihrem milden Glanz aufleuchten. Wenn wir aber gar bei größeren Feuerwerken die feurigen Garben sich entfalten, die zischenden Raketen auffliegen, die Sonnen kreisen sehen und die Kanonenschläge dröhnen hören, dann regt sich wohl in uns zuweilen das Verlangen, die Feuerwerkskörper einmal in der Nähe zu betrachten oder besser noch, einen Einblick in ihre Herstellungsweise zu gewinnen. Da nicht viele unserer Leser Gelegenheit haben werden, in Wirklichkeit ein Feuerwerkslaboratorium besichtigen zu können, so wollen wir sie in den folgenden Zeilen wenigstens im Geiste dahin führen.

Dort drüben, die kleine Reihe von einstöckigen Häuschen in dem Gartengrundstück enthält die Werkstätten des Feuerwerkers. Während wir uns ihnen nähern, wollen wir uns die Frage beantworten, warum die Fabriksanlage in mehrere einzelne Gebäude gegliedert worden ist. Der Grund hierfür ist die Verminderung der Explosionsgefahr. Denn da eine Explosion, wie so viele derartige Unglücksfälle beweisen, leicht möglich ist, so muß wenigstens darauf gesehen werden,

den Herd derselben nach Kräften einzuschränken. Findet nun aber eine Entzündung in einem einzigen großen Gebäude statt, so ist es klar, daß hier das Feuer viel schneller um sich greifen und die ganze Anlage zerstören kann. Verlegt man aber die Werkstätte in verschiedene getrennte Räume, so wird eine etwaige Explosion immer nur die betreffende Räumlichkeit beschädigen können, während die anderen Theile unversehrt bleiben. Hieraus erklärt sich die Errichtung unserer kleinen Häuschen, bei denen wir jetzt angelangt sind. Dieselben sind aus Fachwerk erbaut und mit Dachpappe gedeckt, Alles in der Absicht, um bei einer Explosion möglichst wenig Widerstand zu leisten.

Wir treten nun in das erste Häuschen ein, das nur dazu dient, um die Vorarbeiten für die Feuerwerkskörper zu erledigen. In dem Raum befindet sich vor einem großen und breiten Tisch ein Arbeiter, der eben damit beschäftigt ist, eine Rolle grauer Pappe in handgroße Rechtecke zu zerschneiden. Der Arbeiter stellt die Hülsen her, die der Feuerwerker für seine Erzeugnisse benöthigt. Augenblicklich sollen Hülsen für die bekannten Schwärmer gemacht werden. Der Arbeiter legt zuerst ein Pappenrechteck vor sich hin, bestreicht es mit Kleister und ergreift einen runden Holzcylinder, den sogenannten Winder. Unter Aufdrücken und Anziehen rollt er die Pappe um den Winder, so daß sie eine röhrenförmige Gestalt annimmt. Jetzt bringt er ein glattgehobeltes Brett, das mit zwei Griffen versehen ist, das Rollirbrett, herbei, legt dieses auf den mit der Hülse umwickelten Winder und rollt es mit Nachdruck über die darunter befindliche Papprolle hin. Jetzt setzt er das Rollirbrett bei Seite und umklebt die Hülse schnell mit blauem Papier in einigen Windungen. Nun zieht er auch den Winder aus der Hülse und stellt sie abseits zum Trocknen auf.

Aber hiermit ist die Bearbeitung der Hülsen noch

nicht beendet. Wir wollen ihre völlige Fertigstellung kennen lernen, und deshalb holt der Arbeiter eine andere Hülse herbei, die schon halb getrocknet ist. Auf dem Arbeitstisch sehen wir ein Geräth befestigt, das eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Gartenscheere hat. Es besteht aus zwei Klingen, von denen die eine senkrecht auf dem Tisch angeschraubt ist, während die andere an ihrem freien Ende einen Griff trägt. Wenn beide Klingen zusammengeklappt sind, so zeigen sie kreisrunde Ausschnitte von der Größe eines Zwanzigpfennigstückes bis zu der eines Fünfzigpfennigstückes. Heben wir die obere Klinge von der unteren ab, so zeigt eine jede einen Halbkreis. Dieses Geräth ist die Würgemaschine. Der Arbeiter nimmt jetzt wieder den Winder zur Hand, steckt ihn fast ganz in die Hülse hinein und schiebt von dem anderen Ende der Hülse ein abgerundetes Holzzäpfchen ein. Er hebt nun am Griff die obere Klinge der Würgemaschine hoch und legt die Hülse dort, wo Winder und Zapfen aneinander stoßen, in einen Halbkreis der unteren Klinge. Nun drückt er die obere Klinge mit Gewalt darauf und wenn er jetzt die Hülse heraus zieht, so zeigt sie eine ringförmige Einschnürung. Die Hülse ist gewürgt. In ähnlicher Weise werden die Hülsen für die anderen Feuerwerkskörper angefertigt, mögen sie nun Raketen, Fontainen oder Bombenröhren heißen.

Wir verlassen jetzt das Häuschen und begeben uns in die nächste, zwanzig Schritte entfernte Werkstatt. Gleich bei unserem Eintritt bemerken wir, daß sie sich in ihrer Einrichtung von dem zuerst besuchten Häuschen unterscheidet, sie ist in zwei Räume getheilt. In der ersten Abtheilung stehen große mit Klappdeckeln versehene Kasten aus Eisenblech — die Behälter für die für die Feuerwerkskörper nöthigen Chemikalien. Wir klappen einen Deckel auf und bemerken dabei, daß der Rand mit einem Tuchstreifen umgeben ist. Dieser Tuchstreifen dient als

Schutz gegen die Feuchtigkeit der Luft, während der eiserne Behälter selbst vor Feuersgefahr und der Einwirkung des Lichts schützen soll. Neben den Eisenkasten stehen Filzpantoffeln, von denen Jeder, welcher in die Werkstatt eintritt, ein Paar über seine Stiefeln ziehen muß. Trotz sorgfältigen Auskehrens des Arbeitsraumes bleiben nämlich doch hier und da Pulverkörnerchen auf dem Fußboden liegen, die beim Darauftreten sich durch den Druck der Stiefeln leicht entzünden könnten. Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, ziehen wir die Filzpantoffeln über und treten nun in den eigentlichen Arbeitsraum.

Vor dem großen, nach außen hin zu öffnenden Fenster steht der Arbeitstisch, an welchem ein Mann eifrig beschäftigt ist. Er hat vor sich einen Knäuel von Baumwollendocht liegen, wie er noch jetzt zuweilen zu den Brennöllampen der Küche benutzt wird. Er wickelt den Knäuel ab und schneidet den lose zusammengedrehten, fingerdicken Docht in Stücke von Meterlänge. Jetzt nimmt er einen der Dochte her und löst vorsichtig die einzelnen Fäden, aus denen er besteht, auseinander. Diese dünnen Baumwollenfäden geben den Grundstoff zu den bekannten Zündschnüren ab, mit denen die verschiedenen Theile des Feuerwerkkörpers verbunden werden, damit sie in der gewünschten Reihenfolge oder auch zu gleicher Zeit abbrennen.

Auf dem Tische steht eine Porzellanschale, in der sich ein dünnflüssiger Brei aus Mehlpulver, Spiritus und aufgelöstem arabischen Gummi befindet. In diesen Brei legt der Arbeiter in Ringeln die Fäden und drückt sie mit einem Holzspatel vorsichtig ein, damit die Baumwolle gehörig durchtränkt werde. Nun deckt er einen flachen Teller darüber und setzt das Gefäß auf vierundzwanzig Stunden bei Seite. Gleichzeitig bringt er aber eine zweite Porzellanschale herbei, in der Baumwollenfäden schon während dieser Zeit in dem Zündbrei gelegen haben, und be-

endet die Anfertigung der Zündschnüre. Langsam zieht er die einzelnen Fäden durch die Finger der linken Hand und streift dabei den überflüssigen Pulverbrei ab. Hierauf trägt er jeden Faden nach einem an der Wand befindlichen Holzrahmen, wo er sie an den eingeschlagenen Nägeln zum Trocknen ausspannt. Nach dem Trocknen werden sie in eine Kiste gelegt, wo sie bis zum Gebrauch aufgehoben werden. Sollen die Zündschnüre verwendet werden, so schließt man sie noch in dünne Papierröhren ein, da hierdurch die Fortpflanzung des Feuers bedeutend beschleunigt wird.

Wir wollen nun die Herstellung von bengalischen Flammen in Augenschein nehmen. Der Arbeiter bringt eine Reibschale herbei und thut aus einer wohlverkorkten Flasche salpetersaures Strontian hinein. Die salpetersauren Strontiansalze liefern den Körper, welcher der Flamme die Färbung verleiht. Zu allen Flammen müssen nämlich stets drei Bestandtheile verwandt werden; erstens solche, welche, wie das Strontian, die Färbung verursachen, dann solche, welche Sauerstoff entbinden, und schließlich noch Stoffe, welche die Flamme erzeugen und unterhalten. Für unseren Buntfeuersatz, der eine rothe Flamme darstellen soll, dient als Brennstoff fein gemahlener Schellack, den der Arbeiter jetzt zuschüttet und vorsichtig mit dem Strontian vermengt. Als Sauerstoff entbindender Körper wird chlorsaures Kali benutzt, das der gefährlichste der drei Körper ist, da es bei Vermischung mit anderen brennbaren Stoffen Explosionen hervorzurufen vermag, weshalb der Arbeiter beim Zusammenreiben der drei Stoffe sehr vorsichtig verfährt. In ähnlicher Weise, wie die rothe Flamme, werden auch die Sätze für die anderen Färbungen hergestellt.

Aus einem Theile des Buntfeuersatzes sollen Leuchtkugeln verfertigt werden. Zu diesem Zweck schüttet der Arbeiter eine mäßige Menge des Satzes in eine kleinere

Schale und gießt unter Umrühren Weingeist hinzu, bis ein zähflüssiger Teig entstanden ist. Man kann den Leuchtkugeln die Form eines Cylinders, eines Würfels oder auch einer Kugel geben, da sie stets dem Zuschauer als Sterne erscheinen. Die Herstellung der Leuchtkugeln ist einfach. Wie wir bemerken, ergreift der Arbeiter eine glatte Messinghülse von Zollhöhe, füllt sie mit dem Teig und drückt nun mit einem Stempel, den er in die Hülse einführt, die feuchte Masse fest zusammen. Jetzt hebt er die Hülse hoch, hält sie über einen mit Mehlpulver bedeckten Teller und stößt mit dem Stempel die Patrone durch, die auf den Teller fällt. Nun wird die Leuchtkugel noch in dem trockenen Pulvermehl herumgewälzt, wodurch sie die sogenannte Anfeuerung erhält, die, wie schon der Name sagt, dazu dient, um die eingehüllte Masse leichter Feuer fangen zu lassen. Die Leuchtkugeln werden schließlich auf ein Haarsieb gelegt, wo sie austrocknen.

Wie die Leuchtkugeln, so werden auch die Körner oder Perlen aus dem Buntfeuersatz fabrizirt, die im Grunde genommen weiter nichts als winzige Leuchtkugeln sind. Der Arbeiter wird uns sofort ihre Fabrikation veranschaulichen. Auf eine auf dem Tisch befindliche quadratische Messingplatte von Fußlänge legt er eine zweite Platte, die von Reihen von Löchern in Linsengröße durchbohrt ist. Nun breitet er den Satzteig über die durchlöcherte Platte aus, drückt dann mit einem Mangelholz die Masse möglichst tief in die Löcher und schabt darauf mit einem geraden Blech den überflüssigen Teig herunter. Jetzt dreht er die Platte um und wiederholt dieselben Vornahmen auf der anderen Seite, so daß sich die Oeffnungen fest mit dem Teig füllen. Die Platte wird dann auf einen Kasten gelegt, dessen Boden mit trockenem Körnersatz bestreut ist, und nun werden die einzelnen Körperchen mit einem Messingdraht herausgestoßen, so daß sie in den Kasten fallen

und sich mit dem trockenen Satzpulver umhüllen. Darauf werden auch sie zum Trocknen bei Seite gesetzt.

Verlassen wir nun diese Werkstatt und suchen das nächste Häuschen auf, das genau dieselbe Einrichtung zeigt, wie das eben besichtigte Laboratorium! Der Arbeiter hat vor sich auf dem Tisch eine lange dünne Papierhülse stehen, in die er eben zwei miteinander vereinigte Zündschnüre gleiten läßt. Was wir augenblicklich beobachten, ist der Anfang zu den namentlich bei der Jugend so beliebten „Fröschen“. Die Papierröhre ist jetzt mit der Zündschnur durchzogen, und der Arbeiter legt sie deshalb auf den Tisch. Nun ergreift er ein Falzbein und drückt damit Röhre und Zündschnur breit. Je mehr nämlich die Zündschnur zerdrückt wird, desto langsamer verbrennt der Frosch und desto länger hüpft er in seinen Kreuz- und Quersprüngen umher. Die Zündschnur ist jetzt genug gequetscht, und es wird deshalb die Hülse zickzackförmig zusammengebogen, und um die Mitte der Biegungen ein Bindfaden geschnürt. Schließlich wird das eine Ende der gewundenen Röhre noch mit einer Zündschnur und etwas Anfeuerungsteig versehen, und der Frosch ist fertig. Die eigenthümliche Bewegung dieses kleinen Feuerwerkskörpers haben wir uns dadurch zu erklären, daß das durchgreifende Feuer das Papier jedes Mal an den Kniffen mit Gewalt entzwei schlägt. Die Explosion schleudert den Frosch ein Stück weg, und wir sagen dann: er hüpft.

Wenden wir unsere Blicke nach links, so sehen wir auf einem Bord eine Reihe daumhoher würfeliger Kästchen aus Cigarrenkistenholz stehen. Die ersten sind noch völlig roh, die zweiten mit einer Lage von oben nach unten laufender Bindfäden umzogen, die mit Leim überstrichen worden ist, die nächsten haben noch eine zweite gleiche Lage, die quer über der ersten verläuft, und die letzten Würfel zeigen noch eine dritte Umschnürung. Die Würfel

geben den Grundstock für die bekannten „Kanonenschläge" ab, deren Herstellung wir sogleich kennen lernen werden. Der Arbeiter nimmt jetzt einen der fertigen Würfel herab, durchbohrt eine der Flächen in der Mitte, schüttet Kornpulver, die Sprengladung, in das Kästchen und setzt eine Schwärmerhülse, die mit einem nicht allzu starken Satze geladen ist, auf, die er fest einleimt. Nach der Antrocknung kann der Kanonenschlag sofort abgebrannt werden, dessen Kraft auf der Widerstandsfähigkeit der Bindfadenumschnürungen gegen die sprengenden Pulvergase beruht.

Wir haben schon eingangs die Anfertigung der Schwärmerhülsen kennen gelernt, wir haben auch soeben ihre Verwendung bei den Kanonenschlägen beobachtet und wollen nun auch die Herstellung des „Schwärmers" selbst in Augenschein nehmen. Ehe wir aber das Laden der Hülsen verfolgen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit für wenige Augenblicke einem Geräth zuwenden, das wir neben dem Tisch aufgestellt sehen — dem sogenannten Stock. Auf einem großen, eichenen Klotz ragt ein runder Aufsatz von Fußlänge empor, der in den Klotz eingelassen ist und durch Stifte festgehalten wird. Der runde Aufsatz ist von oben nach unten durchbohrt, und wenn wir in die Ausbohrung hineinblicken, so können wir am Grunde einen aufrecht stehenden eisernen Bolzen erkennen, die Eichel. Wir sind jetzt genug unterrichtet, um den Manipulationen des Arbeiters mit Verständniß folgen zu können. Der Arbeiter ergreift zuerst eine schon gewürgte Schwärmerhülse und steckt sie so in die Ausbohrung, daß der gewürgte Theil auf der Eichel zu sitzen kommt. Nun schiebt er über die Schwärmerhülse eine hölzerne Röhre, die den Durchmesser des Schwärmers hat, und jetzt sitzt dieser fest und unverrückbar im Stock. Das Laden des Schwärmers kann beginnen. Der Arbeiter trägt deshalb zwei Schalen herbei, von denen eine einen schnell brennenden Funkensatz,

die andere Kornpulver enthält. Der Funkensatz, der aus einem Gemisch von Salpeter, Schwefel, Kohle und Mehlpulver besteht, wird zuerst aufgeschüttet. Auf die Hülse wird zunächst ein kleiner Messingtrichter gesetzt, und nun eine geringe Menge des Funkensatzes aufgefüllt. Nachdem der Trichter abgenommen worden ist, führt der Arbeiter ein Rundholz, den Setzer, in die Schwärmerhülse und schlägt mit einem Schlägel auf denselben. Hierdurch wird der Satz in der Hülse fest und gleichförmig zusammengedrückt. Dieselben Vornahmen wiederholt er mehrere Male, bis die Hülse zur Hälfte mit dem Satz geladen ist, und nun füllt er erst das Kornpulver nach, das er behutsam mit dem Satze festdrückt. Auf das Kornpulver kommt jetzt ein Papierpfropf zu liegen, die Hülse wird aus dem Stock entfernt, in der Würgmaschine über dem Papierpfropfen gewürgt und die entstandene Einschnürung mit einem dünnen Bindfaden fest zugebunden. An dem anderen Ende des Schwärmers wird nur noch ein Stück Zündschnur in die Kehle geschoben und mit Mehlpulverbrei festgestrichen, und unser Schwärmer könnte unter Umständen sofort seine Reise in die Lüfte antreten.

Daß nur eine kleine Oeffnung, die Kehle, für das ausströmende Feuer gelassen wird, ist für die Wirkung der Feuerwerkskörper von der größten Bedeutung. Hierauf beruht der Werth der Würgung. Zudem wird aber auch die rückwirkende Kraft vermehrt, die desto heftiger den Feuerwerkskörper vorwärts treiben kann, je enger die Oeffnung ist, die ihr Ausgang gewährt.

Nur wenig unterscheiden sich von den Schwärmern die Brander. Es sind dies Feuerwerkskörper, die bei den mannigfaltigsten Feuerwerksstücken Verwendung finden. Sie sind sozusagen die Bausteine, aus denen die Kapricen und Fächer, die Mosaikfeuer und Kaskaden, die feststehenden und umlaufenden Sonnen zusammengesetzt werden. Von

derselben Form, wie die Schwärmer, brauchen sie nur verschiedentlich gruppirt und auf den betreffenden Unterlagen durch Zündschnüre in Verbindung gesetzt zu werden, um eine ganze Reihe von anmuthigen und wechselvollen Lichtwirkungen hervorzurufen. Und diese Mannigfaltigkeit kann noch bedeutend verstärkt werden durch die Verschiedenheit der Ladungen, mit denen man die Brander versieht. Betrachten wir nun einmal die Schale, in der sich noch Reste des Satzes befinden, mit dem die Brander gefüllt worden sind. In dem Gemisch von Mehlpulver, Salpeter und Schwefel bemerken wir kleine feste Kügelchen von der Größe eines Mohnkorns. Diese Kügelchen sind Gußeisenstückchen. Sie erzeugen verbrennend jene glänzenden, blumenartigen Gebilde, die das Brillantfeuer ausmachen, und die stets bei allen Feuerwerkskörpern den Beifall des Publikums erwecken. Kupfer- und Messingspäne geben gelbgrüne Funken, Zink gibt hellblaue Perlen, und Schmiedeeisen rötliche Sterne. Wie wir sehen, erreicht der Feuerwerker mit höchst einfachen Mitteln seine besten Erfolge, und die Kunst liegt nicht sowohl in den Stoffen, als in ihrer geschickten Verwendung.

Begeben wir uns jetzt in das nächste Häuschen, wo wir die Herstellung eines der Hauptstücke der Feuerwerkerei, der „Raketen", lernen wollen. Die Raketen sind im Grunde weiter nichts als Brander, nur daß eine besondere Lagerung des Füllmaterials ihr senkrechtes Aufsteigen ermöglicht. Unerläßlich für die Herstellung von Raketen ist ein kleiner Apparat, wie wir ihn dort an der Wand sehen. Es ist ein eichener Kloß, auf dem sich eine Eichel befindet, die in einen langen sich verjüngenden Dorn von der ungefähren Größe der Rakete ausläuft. Der Arbeiter beginnt die Anfertigung einer einfachen Rakete, indem er eine gewürgte Papphülse über den langen Eisendorn des Klotzes schiebt und dann mit einem langen, hohlen Setzer,

den er über die Hülse stülpt, diese auf der Eichel fest treibt. Nachdem der Setzer abgezogen worden ist, wird die Hülse geladen. Der Raketensatz aus Mehlpulver, Salpeter, Schwefel und grober Kohle steht schon in einer Schale auf dem Tisch, und daher kann gleich die erste Schaufel Satz in die Hülse geladen werden. Jetzt wird der nächst kürzeste Hohlsetzer aufgesetzt und mit dem Schlägel angetrieben, dann folgt wieder eine Schaufel voll Satz und wieder ein kürzerer Hohlsetzer, bis endlich die Füllung mit der Spitze des Eisendornes gleichsteht. Zum weiteren Festschlagen des Satzes bedarf der Arbeiter nicht mehr eines Hohlsetzers, sondern er benutzt nun einen massiven Setzer. Jetzt dreht er vorsichtig die Hülse von dem Dorn ab und klebt oben auf die Füllung eine lederne mit Löchern versehene Schlagscheibe auf. Ist die Scheibe angetrocknet, so wird noch Kornpulver, das den Knall hervorbringt, aufgeschüttet, ein Papierpfropfen darauf geschlagen, und die Hülse über dem Pfropfen abgewürgt. Nachdem darauf das überflüssige Hülsenende abgeschnitten worden ist, wird noch eine Spitzkappe aus Kartonpapier aufgesetzt, damit die Luft besser durchschnitten werden kann, und die Rakete ist fertig.

Besonders wirkungsvoll sind Raketen mit Versetzung. Man versteht darunter solche Raketen, die Leuchtkugeln oder Schwärmer auswerfen. Die Herstellung dieser Raketen geht genau in derselben Weise vor sich, wie wir sie eben beobachteten; erst wenn die Schlagscheibe aufgeklebt ist, tritt die Abänderung ein. Sehen wir nur jenem Arbeiter zu! Er hat die Hülse über der Schlagscheibe glatt abgeschnitten und klebt nun einen schmalen Streifen Kartonpapier rings um die Hülse. Auf diesen Streifen setzt er senkrecht einen zweiten Streifen von Zweifingerbreite und hat so eine Verstärkung der Hülse, die Kammer, gewonnen. Die Kammer dient zur Aufnahme der Versetzung. Wie wir bemerken, streicht der Arbeiter jetzt den Boden der

Kammer mit Anfeuerungsteig aus, streut etwas Mehlpulver auf den Boden und legt schichtenweise Leuchtkugeln, die wir schon anfangs kennen gelernt hatten, ein, indem er immer kleine Stückchen Zündschnur dazwischen steckt, damit sich alle Leuchtkugeln auf einmal entzünden. Darauf wird eine Scheibe von Druckpapier über die Versetzung geklebt, um die Kugeln in ihrer Lage festzuhalten, wieder eine Spitzkappe aufgesetzt und schließlich noch am anderen Ende eine Zündschnur eingefügt.

Die eigenthümliche Kraft der Raketen beruht auf dem Vorhandensein des durch den Eisendorn bedingten Hohlraumes in ihrem Füllsatze. Hierdurch wird es möglich, daß sich der ganze Satz auf einen Schlag entzündet, und die sich entwickelnden Gase sind dann stark genug, um den Feuerwerkskörper, dessen senkrechte Stellung durch einen angebundenen Stab bewerkstelligt wird, in die Höhe zu treiben.

Es erübrigt nun nur noch, die letzte der Werkstätten aufzusuchen, wo wir die Zusammensetzung von Feuerwerkskörpern, welche die Glanznummern des Feuerwerksprogramms zu bilden pflegen, beobachten wollen. Richten wir zuerst unser Augenmerk auf die Herstellung von sich drehenden Feuerwerksstücken, der Feuerräder, oder wie sie gemeiniglich genannt werden, der „Sonnen". Am besten werden wir die Anordnung an einem einfachen Feuerrad mit drei Brandern verstehen lernen, das der Arbeiter gerade herzurichten sich anschickt. An einem gewöhnlichen Pappdreieck befestigt er zunächst einen uns schon bekannten Brander und fügt an das Fußende einen Zünder in einer Papierhülse ein. Jetzt befestigt er an der zweiten Seite des Dreiecks einen zweiten Brander, in dessen Kopfstück er den Zünder vom Fußende des ersten Branders einsetzt. Darauf bringt er auch noch auf der dritten Seite des Dreiecks einen Brander an, den er wieder in derselben Weise mit dem zweiten Brander durch einen Zünder verbindet.

An dem Kopfstück des ersten Branders wird nur noch ein kleines Stück Zünder mit Anfeuerungsteig geklebt, in den Schwerpunkt des Dreiecks eine Holznabe eingebohrt und das Feuerrad ist verkaufsfähig. Wird es angezündet, so treibt die rückwirkende Kraft des sich entwickelnden Feuerstroms den ersten Brander vorwärts, der sich mit dem Dreieck um die Holznabe, die an einen Nagel gesteckt wird, drehen muß. Ist der erste Brander abgebrannt, so trägt die Zündschnur das Feuer zum zweiten und von dort zum dritten Brander, die sich in derselben Richtung drehen müssen.

Als einfachste Form der feststehenden zusammengesetzten Feuerwerkskörper sei der „Fächer" herausgegriffen. Auf einem Halbkreis aus Pappe sind strahlenförmig in Abständen fünf Brander angebracht, deren Kopfstücke durch Zünder verbunden sind. Vom ersten und fünften Brander geht außerdem noch je eine Zündschnur ab, deren beide Enden vereinigt sind und durch eine kleine Papierhülse zusammengehalten werden. Hier wird der Fächer angebrannt, der zündende Funke fliegt sofort nach allen Brandern, und die Feuergarben schießen dann fächerartig hervor.

Wir sind am Ende unseres Besuchs, dürfen unsere Filzpantoffeln abthun und verabschieden uns von dem Besitzer. Bei dem kurzen Rundgang durch die Laboratorien war es nicht möglich, die Herstellung aller Feuerwerkskörper zu studiren, sondern es konnte sich nur darum handeln, die Grundformen kennen zu lernen. Alle anderen Feuerwerksstücke sind nur Abänderungen der hier geschilderten Körper, und gestützt auf die erworbenen Kenntnisse wird es jetzt dem Leser nicht schwer werden, sich die Zusammensetzung der einzelnen Nummern des nächsten Feuerwerks, das er anzuschauen Gelegenheit hat, zu erklären.

Mannigfaltiges.

Ein feiner Diplomat. — Um das Jahr 1720 lebte in Hamburg, wie Beneke in seinen Hamburger Geschichten erzählt, Herr Eberhard Ludwig Schlaaf, ein zum Millionär gewordener Kaufmann, der, nachdem er sehr reich geworden war, nach hohen Ehren strebte. Seine Wünsche gingen in erster Linie nach höherem diplomatischem Range, und er ließ es sich viel Geld kosten, bis es endlich ihm gelang, kurhannöverischer Resident zu werden. Seine alten Freunde schätzten ihn deshalb nicht höher, und seine neuen Kollegen der Diplomatie sahen ihn nicht für voll an, da er betreffs seiner Sitte, Denkungsart, Redeweise und Haltung nicht so recht zu ihnen paßte. Von ihm und seinem seltsamen Gebahren nach erfolgter Rangeserhöhung gingen viele Geschichten im Schwange, von welchen die folgende der Vergessenheit nicht anheim fallen sollte.

Der Herzog von Lüneburg lebte nebst Gemahlin und Gefolge einige Wochen in Hamburg. Der neue Resident Schlaaf war überglücklich, als diese Herrschaften seine Einladung zu einem Gastmahle annahmen, welches er für sie auf seinem Landhause an der Elbe, unterhalb Ottensen, das noch vor fünfzig Jahren als Schlaafshof bekannt war, veranstaltete. Eine auserlesene Gesellschaft von Standespersonen vereinigte dieser Schmaus, dessen Schüsseln zahllos waren.

Eine ausnehmende Feinheit hatte er sich für den vierten Gang ausgedacht, um der Herzogin eine besondere Artigkeit zu erweisen. Diese war unter den anwesenden Damen die einzige mit Diamanten geschmückte, und etwas korpulent. Das ausbündig galante Kompliment bestand nun darin, daß er vor die Herzogin ein gebratenes ungemein feistes Spanferkel stellen ließ, welches mit

den Juwelen seiner Frau, mit Ohrgehängen, Halsband und Diadem schönstens geschmückt war.

In demselben Augenblick soll zufällig die Musik eine damals beliebte Arie: „Wie lächelt hold dein Ebenbild" gespielt haben. Die ganze Gesellschaft, welche bis dahin den feierlichen Ernst eines solchen Gastmahles wenn auch nur mit Mühe noch bewahrt hatte, brach jetzt in ein unaufhaltsames, von den Hoheiten angestimmtes Lachen aus, dem der gutmüthige Wirth sich gerne anschloß, obschon er den Grund nicht begriff. Als aber ein schalkhafter Gast dem Ferkel den Kopf abschnitt und denselben, mit allem Geschmeide daran, in die Wohnung der Herzogin zu bringen befahl — als könne es nur des Wirthes Absicht sein, ihr durch Verehrung des Schmuckes seine Devotion zu bezeugen, wobei alle Gäste solche Artigkeit laut priesen — da machte der Resident, noch mehr aber seine Frau, gewaltig große Augen und verlegene Mienen, bis die Herzogin den Schwank endigte und den gekrönten Ferkelkopf der Frau vom Hause wieder zustellen ließ.

Damals war es in Hamburg bei Festmahlen üblich, daß die Gäste gegen Ende der Tafel des Hausherrn Gesundheit tranken, gleichsam als Anerkennung seiner guten Bewirthung, was man „ein Glas zur schuldigen Danksagung" nannte. Als nun bei diesem Bankett solcher Brauch nicht befolgt wurde — indem der Herzog ihn entweder nicht kannte oder nicht liebte, ein Anderer aber als der Vornehmste den Toast nicht ausbringen durfte — da vermeinte Herr Schlaaf, der ihn ungern entbehrte, es sei sehr passend, wenn er dem Gedächtniß des Herzogs zu Hilfe käme. Er wandte sich also an denselben und rief ihm ganz freundlich zu: „Durchlaucht, wollen Sie nicht noch ein Glas Burgunder zur schuldigen Danksagung?" C. T.

Etwas wissenschaftliche Kochkunst. — Alle Nahrung muß dem Magen in einem der Lösung fähigen Zustande dargeboten werden. Die Leimsubstanz oder Gelatine, wie sie die Schwimmblase des Störs bildet, ist unlöslich, aber die industriellen Prozesse, welche dieselbe zu der, auch zu Gelées benutzten Hausenblase umgestalten, machen sie löslich. Es beruht dies auf einer Wasseraufnahme (Hydration): durch anhaltendes Erhitzen wird dieses Wasser wieder ausgetrieben, und die Hausenblase nimmt den Zu-

stand an, wie er dem Tischler mit seinem Leim bekannt ist, wenn er ihn zu stark erhitzt: er raubt dem Leim seine Natur, und dieser wird körnig und unlöslich. Ebenso verhält es sich mit dem Eiweiß. Durch übermäßiges Erhitzen ist es möglich, Eiweiß in eine hornige Substanz zu verwandeln, die zwar einen guten Kitt abgibt, aber ein nur sehr kümmerliches Nährmittel ist. Zum Dämpfen ist deshalb die Art Wasserbad zu empfehlen, wie es als „Dämpftopf" in Eisenhandlungen zu haben ist, durch welche sich eine gleichmäßige und nicht zu hohe Temperatur erhalten läßt. Durch Dämpfen einen Tag hindurch wird ein altes Huhn köstlich zart und kann am nächsten Tage in der Bratröhre geröstet werden.

Fett erleidet beim Kochen eine eigenthümliche, von den Hausfrauen wenig beachtete Veränderung. Es besteht seiner Natur nach aus einer chemischen Verbindung von Fettsäuren und Glycerin. In gekochtem Fett haben sich diese Säuren in gewissem Grade abgetrennt, es entsteht die körnige Beschaffenheit, wie man sie bisweilen bei gekochtem Schmalz und Gänsefett bemerkt, zusammen mit dem süßlichen Glyceringeschmack. Mit diesem Körnigwerden des Fettes hatten die Fabrikanten der „Kunstbutter" viele Schwierigkeiten, bis es ihnen gelang, dieses zu verhüten. Uebrigens können Kranke, die der Fettnahrung bedürfen und Butter nicht vertragen, diese durch gekochten Speck oder ein anderes gutes Fett ersetzen.

Die Kunst des Fleischkochens und Zubereitens besteht darin, dem Fleische seine natürlichen Säfte zu erhalten, seinem Leime Wasser zuzuführen, sein Eiweiß zum Gerinnen zu bringen, es jedoch nicht so weit zu erhitzen, daß diese Stoffe wieder unlöslich werden.

Auf den modernen Rosten großer Gasthofsküchen über einem lebhaften Feuer ist es keine Kunst, ein saftiges Beefsteak zu bereiten, aber nicht so leicht ist dies über dem kleinen Feuer der gewöhnlichen Familienküche. Die wissenschaftliche Methode ist hierbei: von dem Steak ein Stück Fett abzuschneiden, dieses auf das Feuer zu werfen und das Fleisch schnell an die aufwirbelnde Flamme zu bringen. Dadurch wird es an der Außenseite sofort mit einer Kruste umgeben, welche seine Säfte zurückhält; die im

Innern durch die Hitze entstehenden Dämpfe bemühen sich vergeblich, in's Freie zu gelangen, sie zersprengen die Fleischfasern, und das Beefsteak ist, was es sein soll: in seinem eigenen Safte gedämpft! Wird es aber über dem schwachen Feuer langsam geschmort, so entstehen außen allerlei ranzig oder bitter schmeckende Zersetzungsprodukte.

Die Eigenthümlichkeit des Bratens besteht nämlich in der Entstehung einer gewissen Menge Röstzucker (Caramel), der dem Fleisch den besonderen Bratengeschmack gibt (von Reichenbach „Assamar" oder „Röstbitter" genannt). Das Braten im Ofen ist dem vor dem Feuer vorzuziehen. Falls der Ofen ohne die oft unsinnigen „modernen" Ventilationsvorrichtungen ist, die bei frischem Fleische ganz überflüssig sind, so wird dieses inmitten seiner eigenen Dämpfe gebraten, es behält seine Säfte, die Hitze ist gleichmäßiger, und man gewinnt einen Braten, der vorzüglich und auch in seiner Kruste schmackhaft ist. Das bisweilen noch vorhandene Vorurtheil gegen Ofenbraten stammt vielleicht aus der Zeit, da man die Bratenstücke zum Bäcker schickte, der dann in den vielleicht ungleich heißen Ofen Alles zusammen schob, Schwein, Hammel, Rind, Kalb, Gans, Wildpret mit Hautgout, wobei dann allerdings ein etwas gemischter Geschmack entstehen konnte.

Die Backpfanne sollte nur zu flachen Gebäcken dienen, für Fische, Fleisch, Pfannkuchen sollten Backkessel angewandt werden, in welchen diese Dinge in vorher geschmolzenem Fette völlig eingetaucht sind. Man ahnt gar nicht, wie geschmackfrei dieses Fett gehalten werden kann; es lassen sich in ihm Apfelschnitzchen gleich nach einer Scholle backen, ohne daß sie einen Fischgeschmack annehmen. R.

Vom Herzog von Liegnitz. — Einer der schlimmsten Herren des 16. Jahrhunderts, ein Zeitgenosse Karl's V., war der Herzog von Liegnitz, ein wandernder Zechkumpan, in dem sich die schmähliche Völlerei seines Zeitalters, wie das würdelose Gebahren auch der Hochgestellten in seiner abschreckendsten Gestalt personifizirt findet. Da er Alles, was er besaß, binnen Kurzem verpraßte, lebte er meistens auf Borg und trat oft genug in einer Eigenschaft auf, die ihn heutzutage vor das Strafgericht führen würde, nämlich als Zechpreller. Der reiche Fugger, der hervorragendste

Handelsherr seiner Zeit, schlug ihm ein Darlehen ab, er machte ihm dafür lieber ein Geschenk.

Eines Tages, als Kaiser Karl V. mit vielen spanischen, italienischen und französischen Herren in Nürnberg weilte, hatte sich der Liegnitzer Herzog so toll und voll getrunken, daß er ein öffentliches und trauriges Schauspiel abgab. Nur mit einem Aermel bekleidet, barhäuptig und kothbespritzt, wankte er in völliger Trunkenheit mit etlichen seiner Trinkgenossen durch die Stadt. Sein Anzug war so liederlich wie möglich, vorn und an der Seite sah ihm das Hemd hervor; vor ihm schritt die Nürnberger Stadtkapelle einher, die zu diesem Aufzuge laut blasen mußte. Es geschah dies bald nach dem Mittagessen, und Tausende strömten zusammen, um einen betrunkenen echten Herzog in solchem schändlichen Zustande durch die Gassen wanken zu sehen. In der einen Hand einen Würfel, in der anderen etwas Geld, das er unterwegs nach und nach verlor, so langte er endlich bei dem Herzoge von Braunschweig an, dem er einen Besuch zugedacht hatte; er konnte kaum noch lallen und stürzte bald darauf im braunschweigischen Quartier zusammen. Der Braunschweiger that das Vernünftigste, was er thun konnte, er ließ ihn zu Bette bringen.

Noch schlimmer als in der Fremde trieb es der Liegnitzer in der Heimath. Er zankte und befehdete sich mit den eigenen Verwandten, führte einen Krieg um einige Fischteiche und benahm sich von Zeit zu Zeit als brutaler roher Tyrann. Eines Abends ließ er zwei fremde Studenten, die nach Liegnitz gekommen waren und in ihrer Herberge lustige Lieder sangen, greifen und ihnen zur abschreckenden Strafe die Köpfe abschlagen. Es geschah dies natürlich im Rausch; als er am nächsten Tage an der Richtstätte vorbeifuhr und das frische Blut gewahrte, frug er, was geschehen sei: er hatte sein Strafedikt und die Studenten bereits vergessen. Als er einige Zeit nach diesem empörenden Vorfall wieder einmal arg bezecht war, ließ er sich selbst in den Thurm bringen, mit dem strengen Befehl, ihn drei Tage lang nur mit Wasser und Brod zu speisen. Seinen Räthen schärfte er ein, wenn sie es anders mit ihm machen würden, so wollte er ihnen die Köpfe vom Rumpf hauen lassen. Sie gingen mit

ihm zum Thurm, worin bereits Gefangene saßen. Als er nun den Rausch ausgeschlafen hatte, unterhielt er sich eine Weile mit den Gefangenen und rief dem Kerkermeister sodann zu, er möge ihn herauslassen. Der aber weigerte sich, und so mußte er wirklich bis auf den dritten Tag im Gefängniß sitzen. Gebessert hat ihn diese sich selbst zudiktirte Haft aber auch nicht. Hv.

Festigkeitsprüfungen. — Die bei dem jüngsten furchtbaren Eisenbahnunglück in der Schweiz bei Mönchenstein unter einem Zuge zusammengebrochene Brücke über die Birs war eine 15 Meter lange eiserne Gitterbrücke, deren Tragkonstruktion sich oberhalb der Fahrbahn befand.

Es heißt, daß die Ursache der Katastrophe darin zu suchen sei, daß diese Brücke zu leicht gebaut, zu schwach gewesen, während sie nach anderen Angaben auf solche Belastungen, wie sie der betreffende, mit zwei Lokomotiven bespannte Personenzug darstellte, berechnet und geprüft gewesen sein soll.

Man ersieht daraus zur Genüge, wie ungeheuer wichtig Festigkeitsprüfungen sind, und was Alles von ihrer genauen, sachgemäßen und gewissenhaften Vornahme abhängt.

Es müssen deswegen alle Materialien, die im öffentlichen Verkehr, für Brücken, Eisenbahnbauten, Heer und Marine u. s. w. geliefert werden, auf ihre Festigkeit und Brauchbarkeit untersucht werden, wofür fast überall eigene staatliche Prüfungsanstalten bestehen.

Als erste derartige Anstalt wurde in München 1871 das mechanisch-technische Laboratorium eingerichtet, welches mit der technischen Hochschule verbunden ist. Im Jahre 1880 wurde in Berlin in Verbindung mit der technischen Hochschule eine mechanisch-technische Versuchsanstalt zur Prüfung der Festigkeit von Eisen und anderen Materialien errichtet; ferner eine Prüfungsstation zur Untersuchung der Festigkeit und anderer Eigenschaften von gebrannten und ungebrannten künstlichen Steinen, von Cement, Kalk, Gyps, Röhren u. s. w. Diese Anstalten haben die Aufgabe, Versuche in allgemein wissenschaftlichem und öffentlichem Interesse anzustellen und auf Grund von Aufträgen der Behörden und Privater Prüfungen vorzunehmen. Auch in Dresden besteht am Polytechnikum eine mechanisch-technologische Versuchsanstalt, in

Chemnitz eine solche zur Prüfung von Baumaterialien; in Stuttgart, Wien, Budapest, Prag, Petersburg und Zürich sind ebenfalls solche Anstalten errichtet worden, und die Technik hat eine besondere Art von Maschinen erfunden, mit deren Hilfe die Prüfung der eingesandten Materialien vorgenommen wird.

Um die Kraft in diesen Maschinen zu erzeugen, welche einen Druck oder ein Reißen auf den zu untersuchenden Körper ausüben, werden theils Schrauben oder Sprungfedern, theils hydraulischer Druck oder Belastung mit Gewichten angewendet, und jede dieser Maschinen ist mit besonderer Zeigerscheibe versehen, so daß man die aufgewandte Kraft genau ablesen kann. Ueber die Art und Weise, wie diese Prüfungen vorzunehmen sind, haben die Staaten besondere Bestimmungen erlassen. Auch hat man allmälig durch Erfahrung festgestellt, welches das mindeste Maß von Festigkeit für einen Körper sein muß, wenn man ihn für marktfertig oder gebrauchsfähig erklären soll.

Diese Anstalten haben nicht nur Werth für das Publikum, indem sie dasselbe davor schützen, von den Fabrikanten schlechtes Material zu erhalten, sondern auch für die Fabrikanten. Die Ansprüche, welche das Publikum manchmal an die Dauerhaftigkeit und Festigkeit von Materialien stellt, sind so übertriebene, daß der Fabrikant sich nur gegen dieselben wahren kann, wenn er nachweist, daß seine Materialien in der betreffenden Anstalt eine Festigkeit von so und so viel gezeigt haben, daß er also nicht nöthig hat, sie noch stärker anzufertigen.

Die einfachste Maschine, welche man bei diesen Prüfungen anwendet, ist die zur Prüfung des Drahtes. Da man des Drahtes zu Drahtseilen und verschiedenartigen Befestigungen bedarf, ist es wichtig, ihn auf seine Festigkeit zu prüfen, wobei man auch bald entdeckt, ob der Fabrikant reines Material verwendet hat. Draht wird aus Eisen, Stahl, Messing oder Bronze hergestellt und jede Verunreinigung des Rohmaterials, jedes Versehen bei der Herstellung macht den Draht weniger widerstandsfähig. Man ist durch Prüfungen überein gekommen, als Grundlage für die Festigkeitsberechnung einen Draht anzunehmen, der einen Quadratmillimeter Querschnitt hat und mindestens 1 Meter lang ist. Hat man Drähte zu prüfen, die stärker sind, so schneidet man von

ihnen ein meterlanges Stück ab und berechnet dann ihre Leistungsfähigkeit mit ihrem Durchmesser. Zur Drahtprüfung verwendet man ein hohes Gestell aus Gußeisen, welches das Aussehen eines großen Thürstockes hat. In der oberen Querleiste desselben ist eine Klemmschraube angebracht, in welcher man das eine Ende des Drahtes befestigt. An das andere Ende befestigt man ebenfalls eine Klemmschraube, welche aber einen Haken trägt, an dem eine eiserne Schale hängt. Auf letztere werden Gewichte gelegt und zwar so lange, bis der Draht zerreißt. Man kann genau messen, um wieviel sich der Draht zieht, bis er reißt. Man kann auch feststellen, welches die höchste elastische Spannung ist, die er erträgt, ohne zu zerreißen. Kleinere Eisenstäbe oder Stahlstücke kann man auch in ähnlicher Weise auf ihre Festigkeit prüfen, wie den Draht. Die Belastung würde aber eine zu bedeutende sein müssen, man hat daher besondere Zerreißmaschinen gebaut, die so eingerichtet sind, daß sie beliebig verändert werden und nicht allein zum Drahtzerreißen, sondern auch zum Verdrehen von Metallstücken verwendet werden können. In diese Maschinen steckt man z. B. Eisenbahnachsen und hält nun ein Ende fest, während man das andere so lange dreht, bis das ganze Stahlstück schraubenförmige Windungen zeigt. Man verwendete früher zur Prüfung von Eisenbahnachsen auch herabfallende Gewichte, indem man die Achsen nur an ihren Endpunkten unterstützte und die Gewichte aus immer größerer Höhe herabstürzen ließ. Dabei durften die Achsen nicht zerspringen, sondern nur Einbiegungen erfahren, mußten sich wieder grade biegen lassen, keine Absplitterungen und Risse zeigen. Die frei fallenden Gewichte hat man jetzt auch durch Kraftmaschinen ersetzt, in welchen Eisenbahnachsen, Schienen und Maschinentheile mit Hilfe hydraulischen Druckes ungeheure Spannungen aushalten müssen. Hat man doch eine Maschine gebaut, die es gestattet, einen Druck oder einen Zug von 100,000 Centnern auszuüben. Man sieht Eisenbahnschienen, die durch solche Maschinen wie Spiralfedern zusammengedreht, oder der Länge nach auseinander gerissen sind; man sieht Stahlstücke, die so verdreht sind, als wären sie aus Wachs, das man zwischen den Fingern zusammengeknetet hat.

Solche Kraftproben aber sind nöthig. Man bedenke nur:

Eisenbahnbrücken, von deren Festigkeit, wie sich in dem Eingangs erwähnten Beispiel wieder einmal so eklatant gezeigt hat, die Sicherheit des Betriebes abhängt, werden meistens aus Eisentheilen konstruirt, welche auf gemauerten Steinpfeilern ruhen. Diese Eisenträger haben nicht nur die Spannung, d. h. die Entfernung zwischen den einzelnen Pfeilern zu überwinden und ihr eigenes Gewicht zu tragen, sondern werden bei dem Hinüberfahren der Züge auch noch außerordentlich belastet, namentlich wenn solche, wie in dem erwähnten Falle, mit zwei Lokomotiven bespannt und sehr stark besetzt sind. Jede Eisenbahnachse, d. h. jedes Räderpaar, das über eine solche Brücke geht, fügt ihr einen Stoß zu, bald schwächer, bald stärker, je nachdem der Wagen beladen ist. Je länger der Zug, desto größere Stöße empfängt die Brücke, je reger der Verkehr, desto häufiger wird die Brücke auf Stoß und Tragfähigkeit in Anspruch genommen. Es kommt dazu, daß das Eisen in der Kälte sich zusammenzieht und spröde wird, wodurch es natürlich bedeutend weniger widerstandsfähig wird, wie sonst. So wird man nur durch Festigkeitsprüfung des zum Brückenbau verwendbaren Eisens feststellen können, wie stark die Eisentheile genommen werden müssen, welche man verwendet, und ob das Metall, das man verwenden will, auch wirklich leistungsfähig und haltbar ist.

Um diese Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit der Metalle zu prüfen, verwendet man natürlich bei der Prüfung viel mehr Kraft, als beim späteren Gebrauche auf das Material ausgeübt wird, um auch bei außerordentlicher Inanspruchnahme des Materials von dessen Haltbarkeit überzeugt zu sein.

Ziegelsteine, aus welchen z. B. die Pfeiler der Eisenbahnbrücken aufgebaut sind, werden ebenfalls, wenn Züge über die Brücke fahren, außerordentlich stark belastet. Die staatliche Prüfungsanstalt untersucht daher auch die Ziegelsteine auf ihre Festigkeit.

Man besitzt in den Versuchsanstalten einen besonders hergestellten, sogenannten Normalstein, der von besonderer Festigkeit ist und zu dem das beste Material verwendet wurde. Man setzt nun einen Mühlstein in der Versuchsanstalt in Umdrehung und drückt vermittelst einer Hebelvorrichtung zuerst den Normalstein

auf die rauhe Fläche des Mühlsteins. Den Normalstein hat man vorher genau gewogen und seine Länge, Breite und Höhe ausgemessen. Hat der Mühlstein 50 oder 100 Umdrehungen gemacht, dann ist natürlich von dem Normalstein ein bestimmtes Quantum abgeschliffen. Durch Wiegen und Messen stellt man nun fest, wie groß der Verlust ist. Dann nimmt man den zu prüfenden Ziegel- oder Pflasterstein und läßt ihn durch ebenso viel Umdrehungen auf dem Mühlstein sich abschleifen. Man mißt dann ebenfalls seinen Verlust an Gewicht und Umfang und vergleicht ihn mit den Verlusten des Normalsteins. Auf diese Weise erhält man durch verschiedene Proben leicht eine Tabelle, die man zur Grundlage von Prüfungen von Ziegel- und Pflastersteinen verwenden kann.

Auch Leder wird in den Anstalten auf Festigkeit, Zerbrechlichkeit und Veränderung durch Wasser untersucht, desgleichen Taue und Stricke aus Hanf, die ja besonders bei der Marine sehr stark verwendet werden. Da die Taue auf den Schiffen bei stürmischem Wetter den denkbar größten Anstrengungen und Anspannungen ausgesetzt sind, verwendet man in der kaiserlich deutschen Marine nur Tauwerk, welches im Stande ist, das Dreißigfache von dem auszuhalten, was es unter gewöhnlichen Umständen auszuhalten hat. Taustücke werden in besonderen Zerreißmaschinen zerrissen, und es wird dann berechnet, wieviel Kraft nöthig war, um dieses Zerreißen zu bewirken. Man untersucht auch einzelne Fäden des Garns, aus welchem sie geschlagen sind, und verwendet hierzu eine Maschine, welche auch zur Prüfung einzelner Fäden von Zwirn, Seide, Wolle, Baumwolle u. s. w. dient. Hängt doch von der Festigkeit des einzelnen Fadens die Festigkeit und der Werth jedes künstlichen Gewebes ab. Für das ganze Geschäft der Textilwaaren sind diese amtlichen Untersuchungen der Leistungsfähigkeit der einzelnen Fäden oder auch ganzer Stücke und Gewebe von hoher Wichtigkeit, da sie dem Fabrikanten einen Anhalt dafür geben, welches Material er zu verwenden hat.

Nur ein geringer Theil der Prüfungen, die mit Materialien aller Art in den erwähnten Versuchsanstalten vorgenommen werden, konnte hier vorgeführt werden. Trotzdem dürfte dem Leser die Wichtigkeit dieser Untersuchung und die Bedeutung derselben für

die Industrie, aber auch für den öffentlichen Verkehr genügend klar geworden sein. O. Kl.

Napoleon I. und Jena. — Als am 2. April 1813 der französische General Durutte mit seiner Division sich über Jena zurückzog und in dieser Gegend einen Rasttag halten wollte, war die Furcht seiner Mannschaft vor den Kosaken so groß, daß sie auf die Nachricht, die Russen zeigten sich auf der Höhe des Hausberges, ohne auszuruhen und in ziemlicher Unordnung ihren Marsch weiter fortsetzte. Es verbreitete sich aber das Gerücht, einige muthwillige Studenten Jena's hätten sich als Kosaken verkleidet und so diesen Alarm verursacht.

Das wäre der guten Stadt Jena beinahe sehr schlecht bekommen. Napoleon, mit dem in solchen Dingen nicht zu spaßen, und der auch aus anderen Gründen auf die Weimaraner wüthend war, schrieb sofort die Ordre, daß das fünfte Armeecorps in Jena einrücken und die ganze Stadt niederbrennen sollte. Da bat ihn der Weimar'sche Geheimrath v. Müller um Audienz. Nachdem Napoleon seiner Erbitterung gegen den Herzog Karl August, welcher der „unruhigste Fürst in ganz Europa" sei, Luft gemacht hatte, sagte er ihm, daß er wegen des Vorfalles mit den Studenten ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben werde. Müller leugnete die Betheiligung der Studenten. Da rief Napoleon in höchster Wuth den Gesandten Saint-Aignon aus dem Vorzimmer herein.

„Ist es wahr oder nicht," schrie er ihn an, „daß die Vorposten des Generals Durutte durch die Studenten von Jena alarmirt worden sind?"

Jener zögerte mit der Antwort. Da hielt ihm der leidenschaftliche Korse die Faust vor das Gesicht und rief mit gesteigerter Heftigkeit: „Ja oder nein? Ja oder nein?"

Zum Glück gab Saint-Aignon zur Antwort, es sei darüber kein Rapport eingelaufen. Napoleon wurde ruhiger, er überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Nun gut, nur die Häuser der Professoren sollen niedergebrannt werden." Da ihm aber Müller vorstellte, das sei unmöglich, ohne zugleich die ganze Stadt zu zerstören, zerriß er die unheilvolle Ordre und fuhr fort: „Aber man halte es diesen Herren von Jena nachdrücklich vor, daß ein

Wink von mir genügt, um ihre ganze Universität für immer zu zerstören. Und was wollen denn diese Schwärmer, diese Faselhänse? Sie wollen die Revolution in Deutschland, sie wollen sich von allen Banden, die sie an Frankreich fesseln, losmachen. Wisset ihr, ihr Deutschen, was das heißt, eine Revolution? Ihr wißt es nicht, aber ich, ich weiß es. Ich habe gesehen, wie Ströme von Blut Frankreich überschwemmten; ich bin ihnen glücklich entronnen, und ich will nicht, daß diese schrecklichen Scenen sich in Deutschland wiederholen. Aber bestimmt, mein Herr, werdet ihr die Revolution haben, wenn ich nicht Ordnung schaffe!"

So war die drohende Gefahr für eine Stadt, die schon am 14. Oktober 1806 so viel gelitten hatte, glücklich abgewandt. D.

Unsere Ichneumoniden. — Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß nach Jahrgängen, in welchen die sogenannten „Fresser", d. h. eine Unzahl schädlicher Insekten, wie z. B. Raupen, an Obstbäumen unendlichen Schaden an der Fruchternte angerichtet haben, in den folgenden Jahren, ja sogar schon im nächsten, wo die Millionen Raupen eine gleiche Unzahl ausgeschlüpfter Schmetterlinge und diese wieder eine hundertmal größere Zahl von Raupen hätten nachlassen sollen, der „Raupenfraß" spurlos verschwunden ist. Woher diese Erscheinung?

Wer sich nur die Mühe nehmen will, kann schon im ersten „Fresserjahr" der Hauptursache auf die Spur kommen. Er kann nämlich an den Stämmen, Aesten und Zweigen der kahl gefressenen Bäume Millionen leerer Raupenbälge hängen sehen. Das sind aber nicht die Bälge der mehrmaligen Häutungen während des Wachsthums der Raupen, sondern der ausgewachsenen; sie sind auch nicht zusammengeschrumpft, wie die von der Verpuppung herrührenden, sondern sie sind in voller Länge ausgestreckt. Sieht man genauer zur Sache, so kann man in der Nähe der Bälge kleine eiförmige Körperchen angeklebt finden; das sind die Püppchen von Insektenmaden, welche die Raupen lebend beherbergt hatten, bis sie ausgewachsen waren, nachdem sie sich von den Säften der Raupe genährt hatten und nun, selbst ausgewachsen, aus ihrer Herberge ausgezogen, sich verpuppt haben. Nach wenigen Wochen schlüpft aus diesem Püppchen

ein farbenschimmerndes, wespenartiges Insekt, dessen Kennzeichen ein verhältnißmäßig langer, hervorstehender Legestachel und fadenförmige auswärts gekrümmte Fühler sind, die beständig in sehr lebhafter Bewegung sind. Das sind unsere **Schlupfwespen** oder **Ichneumoniden**, nicht zu verwechseln mit den egyptischen Ichneumonen oder Pharaonsratten. Mit ihrem kürzeren oder längeren Legestachel legen sie ihre Eier auf oder auch unter die Haut ihrer Herberge, die ausgekrochenen Lärvchen bohren sich in das Innere der Raupe ein, das beherbergende Geschöpf bleibt anscheinend gesund, frißt und ernährt sich aber nur für seine Gäste, die Feinde des eigenen Geschlechtes.

Die Zahl dieser Schlupfwespenarten ist sehr groß; es gibt kleine und große, denn fast jedes Insekt hat wieder seine eigenen Schlupfwespen. Sogar die in den Baumritzen verborgenen Insektenlarven wissen die Schlupfwespen mit ihrem langen Legestachel zu erreichen, auch dringen sie in die Gänge der schädlichen Rindenkäfer und legen deren Maden ihre Eier in den Leib. Es kommt sogar vor, daß sie sich in ihren Herbergen selbst verpuppen, nachdem sich diese verpuppt hatten, und mancher Schmetterlings- und Insektensammler sah sich ärgerlich getäuscht, wenn er aus der Puppe einer schönen seltenen Raupe, die er gesammelt und großgefüttert, statt des erwarteten Schmetterlings eine oder viele Schlupfwespen erhielt.

So sehen wir, daß mit der Ueberhandnahme schädlicher Insekten die Vermehrung ihrer Schlupfwespen gleichsam Hand in Hand ging und es erklärt sich daraus die oben erwähnte Erscheinung auf's Einleuchtendste. Es ist dies eine bewundernswerthe Einrichtung der Natur zur Erhaltung des Gleichgewichts unter den Lebewesen. Fr. Koch.

Ein entzückter Mäcen. — Der Dichter Edmund Spenser (1553—1599) begab sich nach Vollendung seines berühmten Werkes: „Die Feenkönigin" mit dem Manuskripte in den Palast des Grafen v. Southampton, dem freigebigen Beschützer aller dichterischen Talente seiner Zeit, um demselben die Bitte vorzutragen, ihm sein Werk widmen zu dürfen. Der Sekretär des Grafen nahm das letztere entgegen und brachte es seinem Herrn, während Spenser im Vorzimmer wartete.

Southampton vertiefte sich sofort in die Dichtung. „Das ist ja herrlich, großartig!“ rief er nach einer Weile. „Burker, zahlt Spenser zwanzig Pfund!“ Dann las er weiter und mit jeder Seite vergrößerte sich seine Begeisterung.

„Gebt ihm vierzig Pfund, Burker!“ rief er wieder. Plötzlich schleuderte er das Manuskript auf den Tisch. „Ward je etwas Erhabeneres geschaffen?“ schrie er. „Burker, erzeigt mir den Gefallen und werft den Dichter aus dem Hause; ich bin sonst im Stande, ihm mein ganzes Vermögen zu verehren!“ L. M.

Der Breisgau. — Kein Land hat wohl öfter seinen Herrn gewechselt, als der fruchtbare, liebliche Breisgau. Zuerst gehörte er zum Lande der Alemannen, dann fiel er den Römern in die Hände. Nachher beherrschten ihn die Grafen von Zähringen. Nach dem Tode des Herzogs Berthold V. von Zähringen, der keinen Erben hinterließ', theilten sich der Markgraf von Baden und die Grafen von Kyburg und Urach in den Besitz. Das Erbe der Letzteren kam nach ihrem Aussterben an die Gemahlin Rudolph's I., also an die Habsburger. 1379 kaufte Leopold III. von Oesterreich den noch übrigen Theil des Breisgaues vom Grafen von Fürstenberg; sein Nachfolger, Herzog Friedrich, verlor sein Land an das Reich. Aber schon im Jahre 1427 hatte sich Oesterreich der „Perle seiner Vorländer“ wieder bemächtigt. Herzog Sigismund verpfändete den Breisgau an Karl den Kühnen von Burgund, gegen diesen aber empörten sich die Bürger, und das Land kam wieder an Oesterreich. Der Kaiser Maximilian liebte den Breisgau und Freiburg besonders und spielt darauf in seinem „Theuerdank“ an. Nun blieb das Land ruhig in Oesterreichs Besitz, bis Ludwig XIV. seinen „letzten tollen Streich“ machte, den Breisgau überfiel und Freiburg befestigte. Der Friede von Rastatt (1714) gab das Land dem alten Herrscherhause zurück, aber im Frieden von Lüneville (1801) wurde es dem Herzoge von Modena übergeben. Nach dessen Tode erhielt es der Erzherzog Ferdinand als dessen Schwiegersohn. Dieser trat das Land laut dem Preßburger Frieden (1805) an Baden und Württemberg ab. Ersteres nahm es sodann im Jahre 1810 allein in Besitz. D.

Ein merkwürdiges Geschenk. — König Georg III. von Eng-

land erhielt zu seinem Krönungsfeste ein Geschenk übersandt, welches — so unscheinbar es auch auf den ersten Blick erschien — doch der höchsten Ehre gewürdigt wurde. Es war dies ein gewöhnliches Hemd, und die Geberin desselben eine arme Frau, Namens Katharina Kulbertson. Diese war ohne Hände geboren. An Stelle derselben besaß sie nur zwei fingerlose Stumpfe. Dennoch hatte die Aermste die Fertigkeit des Spinnens gelernt und es darin so weit gebracht, daß sie innerhalb zweier Jahre so viel Garn spann, daß ein sehr feines Stück Leinwand von 20 englischen Ellen daraus gefertigt werden konnte. Das Leinenstück wurde auch von ihr selbst gebleicht. Als König Georg das Hemd aus diesem Linnen erhielt und die Entstehungsgeschichte desselben erfuhr, ließ er der unglücklichen Frau ein reiches Geschenk übersenden und — trug das merkwürdige Hemd an seinem Krönungstage. J. M.

Der Krieg um eine Serviette. — Als König Ludwig XIII. einst bei Tische saß, entspann sich ein Streit darüber, wem das Recht zustehe, dem Monarchen die Serviette zu reichen. Der Prinz von Condé nahm diese Ehre für sich in Anspruch, weil er fürstlichem Blute entstamme, während der Graf v. Soissons behauptete, ihm als Groß- und Hausmarschall gebühre dieses Amt. Die Streitenden ereiferten sich so sehr, daß der König endlich ungeduldig wurde und befahl, seinen Bruder, den Herzog von Anjou, zu holen, um aus dessen Hand die Serviette in Empfang zu nehmen. Aber damit war die Sache keineswegs beigelegt, der Streit wurde fortgesetzt, der Adel mischte sich hinein und schließlich bildeten sich zwei einander schroff gegenüberstehende Parteien. Dies benutzte des Königs Mutter, Maria von Medici, welcher von ihrem Sohne die bisher geführte Regentschaft genommen worden war, um die Zügel der Regierung wieder an sich zu reißen. Sie suchte ihren Zweck durch einen Bürgerkrieg zu erreichen, den sie zu entfachen sich bemühte, und in der That gelang es ihr auch, ernste Aufstände hervorzurufen. Ludwig XIII. entfernte endlich sowohl den Prinzen von Condé als auch den Grafen v. Soissons vom Hofe. Nun erst ward Ruhe, aber Blut war geflossen, und Hunderte von Menschenleben waren vernichtet worden und das Alles um eine — Serviette! **M. L.**

Der zerbrochene Krug. — In Zschokke's Stube in Bern befand sich ein Kupferstich, welcher einen Richter, ein keifendes Weib, ein weinendes Mädchen und einen verlegenen jungen Burschen, alle Vier um einen zerbrochenen Krug versammelt, darstellte. In lustiger Laune nahmen nun einmal Zschokke, Heinrich v. Kleist und ein Sohn Wieland's einander das Versprechen ab, ein Jeder nach seiner Eigenthümlichkeit den Gegenstand jenes Bildes schriftlich zu behandeln. Wieland's Sohn versprach eine Satire, Zschokke schrieb eine Novelle unter dem Titel: „Der zerbrochene Krug", und Kleist sein berühmt gewordenes gleichnamiges Lustspiel. D.

Ein ganzer Deutscher war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, jener namhafte Volkswirth auf dem Throne. Um den Berlinern das Nachäffen französischer Mode und Wesens zu verleiden, ließ er die Gefängnißdiener in die neueste französische Mode kleiden und auf dem Theater „Den mit Schlägen abgefertigten Marquis", ein äußerst antifranzösisches Stück, aufführen. Häufig rief der geradsinnige Monarch: „Ich will nicht französisch sein; ich bin gut deutsch." Ein anderes Mal sagte er: „Meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege legen, daß sie die fremden Nationen helfen aus Deutschland vertreiben!" E. K.

Merkwürdige Werbung. — Als der berühmte englische Schriftsteller Dr. Johnson sich um seine spätere Gattin Miß Potter bewarb, sagte er ihr, er sei von niedriger Herkunft, besitze nur wenig Vermögen, und ein Onkel von ihm sei gehängt worden. Die Dame entgegnete, ihr Vermögen sei nicht größer als das seinige, und wenn auch bisher keiner von ihren Verwandten gehängt worden sei, so besitze sie deren mehr als zwanzig, die es reichlich verdienten. Die Ehe war bekanntlich eine sehr glückliche. —dn—

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Soeben erschien Band VIII:

Reisen in Central- und Nord-Asien

von

C. Falkenhorst.

Mit zahlreichen Illustrationen. Eleg. geb. M. 2.50.

Inhalt: Aus vergangener Zeit. — Prschewalski. — In den Steppen der Mongolei. — Am Dalai-Nor. — Nach der mongolischen Hochebene. — In Ordos. — Alaschan. — Auf den Hochebenen Tibets. — Die Tierwelt der mongolischen Steppe. — Durch die Wüsten der Djungarei. — Die Tundra. — Die Tundren und Steppen der Vorzeit.

Band IX:

Nordpolfahrten

von

C. Falkenhorst.

Mit zahlreichen Illustrationen. Eleg. geb. M. 2 50.

Inhalt: Im höchsten Norden. Nach Fort Conger. — Die Polarnacht. — Der Sommer im hohen Norden. — Rückzug, Untergang und Rettung. — Die ältesten Nordpolfahrer. — Die Nordwestpassage. Auf halbem Wege. — John Franklins Untergang. — Die Entdeckung der Nordwestpassage. — Rund um die Alte Welt. Die Pioniere der Nordostpassage. — Die Passagiere einer Scholle. — Die Fahrt der „Vega". — Polwärts. Die Helden des Smithsundes. — Nach dem Kaiser Wilhelmland. — Durch die Beringstraße. — Ein Polarvolk.

Inhalt der früher erschienenen Bände von Falkenhorsts Bibliothek.

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
" 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
" 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
" 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
Bd. 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
" 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
" 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.

Als weitere Bände folgen in Kürze:

Bd. 10. Luftfahrten.
" 11. Weltentdecker und Weltumsegler.
" 12. Amerikanische Staatenzerstörer u. Staatengründer.

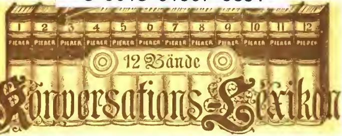
(Bd. 11 und 12:) Jubelschriften zur Feier der Entdeckung von Amerika.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist zum Preise von M. 2.50. einzeln käuflich.

Alt und jung aus den weitesten Schichten des Volkes haben wir bei Abfassung unsrer Arbeit stets vor Augen gehabt. In echt populärer Darstellung bei billigem Preis sollen diese Schilderungen Eingang finden in die Hausbibliothek jeder deutschen Familie, um zu jeder Zeit eine Quelle anregender Unterhaltung und ernster Belehrung zu bieten.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



„Der alte Pierer“, das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Auflage. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierer'sche Konversations-Lexikon“ das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer“ durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon

nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversationslexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der „Pierer“ als ein

Haus- und Familienschatz allerersten Ranges

zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3.25.,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen.

Prospekte gratis. Abonne[illegible] durch jede Buchhandlung.

Union Deutsche Verla[illegible], Leipzig.